Heinrich Findelkind.

Eine Erzählung

für

Volk und Jugend

von

Ferdinande Freiin von Brackel.

> Gewaltiges führt pfeilscharfer Gedanken Kraft
> An's Ziel, und mehr vollendet der Genius;
> Allein der Menschheit höchste Thaten
> Wuchsen wie Lilien aus dem Herzen.
>
> Geibel.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1875.

Der Meier von Kempten.

Es ist schon lange her, viele hundert Jahr, aber es ist doch kein Märchen, wenn es auch anfängt: „Es war einmal."

Es war also einmal ein reicher Bauer, der hieß der Meier von Kempten, und wohnte, wo des deutschen Reiches Schutz- und Trutzmauer sich zu erheben beginnt. Jetzt ist es das Königreich Bayern, was hier dicht mit dem Land Tyrol zusammenstößt. Damals waren es vieler weltlichen und geistlichen Fürsten Gebiete, die an einander grenzten, und unter den letztern war eins der ältesten und mächtigsten die gefürstete Abtei von Kempten. Sie hielt an zehn Quadratmeilen Landes, war von Karl des Großen Gemahlin Hildegard gestiftet, deren Bild sie auch im Wappen führte, und nahm einen hohen Rang unter den kaiserlichen Würdenträgern ein, denn der Fürstabt von Kempten war allzeit der römischen Kaiserin Erzmarschall. Der oben erwähnte Meier gehörte zu dessen Unterthanen

und hielt einen schönen Meierhof von dem Stift zu Lehn oder in Pacht, war damit „bemeiert," wie man damals dies bäuerliche Verhältniß nannte. Sein Vater und Großvater hatten schon in dieser Weise den Hof besessen und der Name war davon auf sie übergegangen. — Ein festes Haus, mächtige Scheunen und Ställe zeugten von der Wohlhabenheit der Bewohner. Der jetzige Besitzer absonderlich konnte sich des Gottessegens erfreuen. Alljährlich brachte der gute Boden ihm reiche Ernte, in seinen Ställen wie auf der Alm (den Bergwiesen) gedieh ihm das beste Vieh, und Kisten und Truhen im Haus waren vollgefüllt; auch in anderer Hinsicht war er reich gesegnet. Ein braves Weib und eine muntere Kinderschaar war ihm geworden. Vier Buben und vier Mädchen tummelten sich im Haus und machten ihm gelegentlich den Kopf, aber auch das Herz warm. So war er ein glücklicher Mann, und einer von Jenen, dem der Sonnenschein das Herz nicht ausdorrt, sondern weiter aufgehen läßt für alle Mitmenschen; kein Armer klopfte umsonst an seine Thür, kein Pilger zog unerquickt von dannen und auch sein Gesinde nahm Theil an den guten Gaben, obschon er ein strenger, tüchtiger Hausvater war.

Er stand jetzt in dem mittleren Alter und hatte schon manches Jahr fleißig auf seinem Hof geschafft, den er nur selten verließ; dazumal waren die Menschen gar seßhafter Natur und gingen von ihrem Eigen nur bei streng nothwendigen oder ungewöhnlichen Ereignissen. Alle zehn Jahr mußte der Meierbrief er-

neuert werden. Dann mußte er hinauf nach Kempten, das wohl zwölf Wegstunden entfernt lag. Im Augenblicke unserer Erzählung rüstete er sich aber zu einer andern Reise. Ein Freund drüben im Vorarlberg'schen hatte ihm Botschaft gesandt, daß er schnell zu ihm kommen möge, da ihn eine große Noth bedränge und er allzu krank darniederliege, um selbst die Reise antreten zu können. Zur Beglaubigung des Boten hatte er die halbe Silbermünze beigefügt, die sie einst sich getheilt, als sie sich Freundschaft gelobt, wie es Sitte war in damaliger Zeit. —

Mit dieser Freundschaft hatte es seine besondere Bewandtniß. Es war an die zwanzig Jahr her, als die Münze durchbrochen wurde. Der Meier war da ein schlanker Bursche gewesen, der mit seinem Vater hinaufzog nach Kempten, wo der Vater den Meierbrief wollte auf den Sohn schreiben lassen. Kempten bestand aus zwei Städten, dem eigentlichen Stift und der Reichsstadt, die vermöge ihrer Nähe und verschiedener Rechte in immerwährendem Hader lebten, der zu Zeiten blutige Kämpfe herbeiführte und auch im Frieden sich auf die einzelnen Insassen übertrug. Nachdem die Meiersleut im Stift ihre Geschäfte abgemacht hatten, waren sie in die Reichsstadt gegangen, sich dieselbe anzuschauen. Sie saßen mit andern Meiersleuten in der Herberge beim Kruge, als sich Leute der Reichsstadt dazu gesellten, sie bald „Klosterleute" schalten, hänselten und allerlei Unfug trieben, bis eine wüste Schlägerei entstand. Die Bauern hatten sich derb ge-

wehrt; die Stadt- und Herrenknechte machten Gebrauch von ihren Waffen; so war der alte Meier besonders arg in's Gedränge gekommen. Zu Boden geworfen, schwang einer der Stadtleute eben die schwere Partisane über seinem Kopf, als Andere den Sohn, der ihm zu Hülfe kommen wollte, festhielten. Doch ehe der wuchtige Hieb traf, sprang ein junger Tyroler, der bislang still in seiner Ecke sich vom Streit fern gehalten hatte, hinzu, fing mit dem eigenen Körper den Schlag auf und schleuderte dann mit starker Faust den Gegner so heftig zurück, daß derselbe, hart gegen die Mauer schlagend, mit zerschelltem Haupte liegen blieb. Der Meier konnte bei dem Getümmel entkommen; die Wuth der Stadtleute richtete sich aber gegen den neuen Angreifer und nachdem sie ihn übel genug zugerichtet, nahmen sie ihn mit fort in Verwahrsam, da er Einen der Ihrigen erschlagen.

Wenn aber in jener Zeit Einer einmal im Gefängniß saß, kam er so leicht nicht wieder heraus. Wohl verwandte sich der Meier gleich andern Tags beim hohen Stift für seinen Lebensretter und that den Hergang der Sache dar, ruhte auch nimmer, bis er ihm geholfen hatte, doch gab es so viel Streiterei zwischen Stadt und Stift über den Fall, daß Jahr und Tag verging, ehe der arme Schelm frei kam. Da war er längst der frische Bub nicht mehr, wie er vorher gewesen. Mit dem Eingesperrten wurden gar wenig Umstände gemacht. In der schlechten Luft bei geringer Pflege waren seine Wunden schlecht geheilt, so

daß ein Arm ihm steif blieb sein Leben lang, und die Kraft aus den Gliedern entschwunden schien. Der Meier hatte ihn, nachdem er aus dem Gefängniß entlassen, mit auf seinen Hof genommen, ihm dort alles Liebe und Gute anzuthun, und aus jener Zeit stammte auch die Freundschaft der beiden jungen Leute.

Martin Zeiher stammte aus dem Vorarlberg, wo er ein kleines Anwesen hatte; denn in Tyrol gab es früh einen selbstständigen Bauernstand, wie man ihn in den Berggegenden meist findet. Die Eigenthümlichkeit der Natur bedingt da die Unabhängigkeit des Einzelnen, wie sie in der Ebene die Zusammengehörigkeit der Masse fordert; eine Erscheinung, die sich fast in allen Ländern zeigt. Wie die meisten der tyroler Bauern trieb er dabei Handel mit Eisen- und Schnitzwaaren, mit denen er einen Theil des Jahres zum Verkauf herumzog.

Sobald er sich erholt hatte, kehrte er in seine Heimath zurück. Später war er noch das eine oder andere Mal auf dem Meierhof eingekehrt, doch hatte seine Gesundheit nicht mehr ausgereicht zu den Handelsreisen und so war seit langer Zeit Nichts mehr von ihm gehört worden, bis er jetzt diese Botschaft sandte.

Der Meier von Kempten war nicht der Mann, solche Verpflichtungen zu vergessen. Sein Entschluß war gefaßt gewesen und er gedachte andern Morgens in der Frühe aufzubrechen. Sein Weib schaute dabei sorgenvoll drein; eine Reise in die Berge war nicht ohne Gefahren, und er mußte, um den Ort zu er-

reichen, wo der Tyroler wohnte, über einen der gefürchtetsten Pässe, den Arlberg, der in das Vorarlberg führte und von dem es seinen Namen trug.

War der Arlberg auch noch keiner der Riesen des Gebirges, so maß er doch seine sechstausend Fuß und spielte im Frühjahr und Herbst Schneeball mit den Lawinen, wie das die üble Angewohnheit all' der alten Alpenknaben seit undenklicher Zeit bis heute. —

Die Meierin wußte aber auch, daß kein Einwand fruchten würde; so rüstete sie ihrem Mann den Schnappsack aus, empfahl ihn dem Schutze Gottes und sah ihn fortziehen im ersten Morgengrauen auf seinem stämmigen Roß, gefolgt von einem seiner Knechte, dem flinksten und tüchtigsten Bub vom Hof. „Johannestag bin ich zurück," hatte der Meier gesagt, als er schied. Das waren noch vierzehn Tage hin, eine lange Zeit. —

Nun ist wohl immer schön, auf gutem Roß frisch und munter in die Welt hereinzuziehen, aber nirgends schöner, als in den Berggegenden, wo die Bilder am häufigsten wechseln. Von Unten nach Oben, von Oben nach Unten, das ist stets ein zweifach verschiedener Blick, und Klima, Boden, Pflanze und Thier wechselt dabei in kürzester Frist, als hätte man Zonen durchzogen. Der Meier hatte offnen Sinn und offnen Blick für Alles. Erst ging es vorbei an den eigenen gesegneten Fluren, wo das Korn schon hoch in Halmen schoß, dann in das Tyroler Land hinein, durch das Lechthal hindurch. Da war das Klima rauher, der Boden dürftiger, und die Frucht, die dort wuchs, ent-

lockte ihm manch mitleidig Lächeln. Der Lech ist da ein wüster Gesell noch und verwüstet mit seinen Wassern und Geröll gar oft die ganze Umgegend.

Auch an lichtblauen Flachsländern zog der Meier vorüber; den bauten die Leute damals dort schon, wie heute noch, mit Vorliebe, und wußten gar fein umzugehen mit der Spindel, daß das schöne Gespinnst gar viel begehrt wurde in dem reichen Augsburg.

Nach zwei Tagen aber hatte der Meier und sein Knecht den Fuß des Arlbergs erreicht. Es führte nur ein Saumschlag hinüber; daher ließen sie die Pferde unten in der letzten Herberge, um den Weg zu Fuß zurückzulegen. Wo die Natur streng und knapp die Wege mitten durch ihre Schrecken vorschreibt, ändern sie sich nicht viel, und so zogen die Männer vor fünfhundert Jahren fast denselben Weg, den noch heute dort der Wanderer einschlägt, durch das einförmige, steinige Hochalpenthal, durch die enge, grausige Klemme, die fast einem Felsspalt ähnelt, die unwirthliche Höhe hinan, wo selbst im kurzen Sommer nur kurzes Gras gedeiht, und winterliches Klima eilf Monate hindurch herrscht.

Oben auf dem Joch theilen sich heute, wie damals, all' die kleinen rieselnden Quellen, all' die Schneeströme und Bergwasser, die einen, um hinab zu fließen in die Donau und um den letzten Wellenschlag im schwarzen Meer zu verrauschen, die andern, um den Rhein zu speisen und ihn grün zu färben mit ihrer Alpenfarbe, daß er noch der grüne Rhein heißt,

wenn er schon langsam majestätisch dahin zieht und die stolzen Städte der Ebene sich in ihm spiegeln.

Der östliche Abhang, den sie jetzt hinauf stiegen, ist der steilste, und zwischen Felsklippen hindurch, über Steingeröll hinweg, war es beschwerliche Arbeit. Oben herrschte Sturm, Nebel und feines Schneegestöber; da mußten die Männer sich oft anrufen, um sich nicht zu verlieren. Der Meier war eine feste Natur; doch grauste ihm vor der Oede und Trostlosigkeit da oben, und jetzt war nicht einmal die schlimme Jahreszeit! Wie mochte es in den andern Monaten dort aussehen!

Der Gesell hatte längst sein munteres Pfeifen eingestellt; erst als der Weg sich allmählich wieder senkte, und die westliche Seite sich weniger schroff zeigte, athmeten sie wieder auf. Spät Abends erst erreichten sie das erste Dorf wieder. Ob es das noch jetzt dort liegende Dörfchen ist, wissen wir nicht, doch meldet die Chronik von einem Kirchdorfe gleich unterhalb des Arlberges.

Im nächsten Thal, dem „Klösterle-Thal", wohnte der Martin Zeiher, und am nächsten Tage suchte ihn der Meier auf.

Das Klösterle-Thal, von der Iller durchströmt, war ein besser Fleckchen Erde, als die meisten andern Thäler des Gebirgslandes, und das Anwesen des Tyrolers war gar schön gelegen. Es sah aber vernachlässigt aus, wie der erste Blick dem Ordnung gewohnten Meier kund that.

Auf der Schwelle des Häusleins saß ein acht-

jähriger Bub und starrte faul in den Tag hinein, bis der Meier ihm hieß, seine Ankunft d'rinnen zu melden. Nun trat auch ein junges Weib, ein Kind auf dem Arm und eins an der Hand, heraus und hieß ihn willkommen; im Stüblein aber reckte sich eine hagere Gestalt hoch vom Lager auf, und eine heisere Stimme rief ihm zitternd vor Aufregung entgegen: „Christoph, bist Du es! ist es möglich, daß Du schon hier! Gesegen's Dir Gott, daß Du mich nicht verlassen in meiner Noth; wohl hab ich gedacht, daß Du ein treuer Freund, aber nimmer erwartet, daß Du so bald kommen würdest!"

Zwei fieberhafte Hände packten dabei die stämmige Rechte des Meiers und preßten sie in leidenschaftlicher Erregung.

„Grüß Dich Gott auch, Martin," sagte des Meiers ruhige Stimme, „weiß Dir es Dank, daß Du mich hast rufen lassen in Deiner Krankheit; wirst beim Himmel doch nicht denken, daß ich Dich vergessen könnte?"

„Also das hast Du nicht gethan in der langen Zeit, Christoph? ei, dann kann ja noch Alles gut werden; ist der Stein vom Herzen, werd ich auch wieder gesund. Aber setz Dich, Freund, die Frau soll Dir bringen, was wir haben; dann erzähl, wie Du 'nüber gekommen bist über den tückischen Berg und wie es daheim geht Deinem kreuzbraven Weiberl und Deinen Kindern; waren derer drei das letzte Mal, als ich Dich sah." Der Meier schmunzelte,

als er erzählte, daß es indessen acht geworden und er tüchtig schaffen müsse für all' die vielen kleinen Mäuler. Der Kranke athmete schwer dabei und sah ihn ängstlich an, doch hellten sich die Züge wieder auf, als sein Freund weiter es pries, wie es ihm so gut ergangen sonst in allen Dingen.

Die Frau trug indeß Speis' und Trank auf; ärmlich sah Alles aus.

„Nun aber," sagte der Meier, als er sich erquickt, „nun pack auch endlich aus, Martin, und sag, wo der Schuh drückt; wirst mich nicht um einer Kleinigkeit willen haben rufen lassen —; ist aber Nichts so schwer, wo es nicht Rath für gibt."

„Es ist ein groß Ding, Christoph," sagte der Kranke, ihn mit den großen Augen anschauend; „wer weiß, was Du von mir halten wirst, daß ich Dir's zumuthe, aber ich muß weit ausholen."

Er erzählte nun, wie er von seinem Vater das kleine Gütlein geerbt habe, er und zwei Schwestern, die Handelsleute geheirathet hätten drüben in der Stadt. Sie seien übereingekommen, ihr Antheil stehen zu lassen auf dem Gut, und alljährlich habe er ausgezahlt, was ihnen davon zukomme. So sei es ihm recht gut ergangen manches Jahr; da seine Gesundheit zu schwach, habe er die Handelszüge seinem einen Schwager überlassen. Der sei aber ein gar schlauer Mann gewesen und habe bei dem Vertrieb der Waaren allen Nutzen sich zugewandt, ihn aber arg betrogen. Darüber seien sie uneins geworden und er habe einem

andern Freunde seinen Handel übergeben. Der Schwager hatte aus Rache sich nun mit dem andern Schwestermann verbunden, und Beide forderten plötzlich ungestüm ihr Erbtheil und drohten, Haus und Hof zu nehmen, wenn er nicht zahle. Zahlen aber konnte er nicht; denn bei seiner schwachen Gesundheit war die Wirthschaft ohnehin nicht vorangegangen und durch den Betrug beim Handel war er arg zurückgekommen. Trieben sie ihn von Haus und Hof, dann war er dem Betteln oder dem Verhungern preisgegeben, denn zum Dienen hatte er keine Kräfte mehr und die Kinder waren zu jung zum Erwerben.

Die Sorge hatte ihn vollends auf das Krankenlager geworfen. Da hatte der eine Schwestermann doch Mitleid gehabt und hatte gemeint, so er ihnen einen Bürgen stelle, der ihnen gut sei für ihr Recht, wollten sie Geduld haben. Aber einen Bürgen, wo war der zu finden, wo Jeder knapp für sein Eigen hatte! In der höchsten Noth war ihm da sein Freund drüben im Kemptischen eingefallen, der einzige Mann auf der ganzen Welt, der ihm diesen Freundschaftsdienst erweisen könne.

Der Kranke hielt inne; angstverzerrt ruhten die Augen noch immer auf dem Freund.

Der Meier hatte ruhig zugehört und strich mit der breiten Hand nachdenkend das rundliche Kinn.

Auch er mußte von seiner Hände Arbeit leben, hatte Zins und Steuern zu leisten, seine Kinder wuchsen in das Leben hinein und brauchten täglich mehr.

Eine Bürgschaft war ein bös Ding — der schwache Mann, das kleine Gut bot wenig Sicherheit. Aber vor seinen Augen stieg da ein anderes Bild wieder auf. Er sah den alten Vater wieder am Boden liegen, sah über den grauen Kopf die hochgeschwungene Waffe und den muthigen Burschen, der dazwischen sprang, mit dem eigenen Körper den Alten deckend. Er war entschlossen. „Sei ruhig, Martin," sagte er; „ist es Nichts weiter, so soll geholfen werden. Wir stehen tief in Deiner Schuld, und ich habe es dem Vater auf dem Sterbebette schwören müssen, es Dir nimmer zu vergessen."

Der Kranke faßte bebend seine Hand. „Und Du fragst nicht einmal, wie viel es ist? und was für Sicherheit ich gebe?"

„Hast Du denn damals gefragt, wie tief der Hieb wohl treffen könnte, oder, wie lang sie Dich einsperren würden?" gab der Meier gutmüthig lächelnd zurück. „Ich meine, der Meier von Kempten wird es tragen können und seine Bürgschaft werden sie schon gelten lassen," setzte er mit einigem Selbstbewußtsein hinzu.

Der Mann im Bett stieß einen Jauchzer aus: „Gott vergelt's Dir, Christoph; Du machst mich wieder zum lebendigen Mann; mein Häusle, mein Alles soll Dir zur Sicherheit stehen, auch das Erbtheil meiner Frau. Den Bast von den Händen will ich mir arbeiten, daß ich's einlöse, und meinem Sohne will ich's sagen, mein Fluch soll ihn treffen, wenn er's

nicht abträgt, so ich früher sterben sollte." Heiße Thränen rollten ihm dabei über das Gesicht, auch dem Meier war das Auge feucht. „Halt nur Ruh jetzt," sagte er beschwichtigend, „und laß uns sehen, wie Du Deine Quälgeister los wirst."

Wie es in der Stunde verabredet wurde, geschah es. Die habsüchtigen Handelsleute hatten Nichts einzuwenden gegen die Bürgschaft des wohlhabenden Meiers von Kempten, der ihnen wohl bekannt war durch ihre Handelszüge, die meist nach Augsburg zu gingen durch das Kemptner Land. Er gab es verbrieft und versiegelt, daß er einstehe mit Hab und Gut für ihre Forderung; aber bis das Alles zu Ordnung und Recht gebracht, verging die Zeit; Johannestag war herangekommen, ehe der Meier dachte. Sein Freund wollte ihn noch halten zum Fest; aber ihm sorgte um sein Weib, das auf ihn harrte, und so brach er am Festtag selbst auf.

Sein Freund geleitete ihn mit den heißesten Segenswünschen; in die Hand der Frau ließ der Meier aber noch einige Münzen gleiten zur Stärkung für den Genesenden.

Wieder stiegen Herr und Knecht den steilen Paß hinan. Das Wetter war die Tage vorher ungewöhnlich rauh gewesen für die Jahreszeit. Die Leute hatten von heftigen Schneewehen und Lawinen erzählt droben auf dem Berg. Den Weg fanden sie auch arg verschneit; je höher sie kamen, desto mühsamer konnten sie sich nur durcharbeiten.

Plötzlich blieb der Gesell stehen: „Schaut, Herr, was ist das?“ frug er, auf einen Punkt im Schnee weisend, wo eine Menge Vögel sich versammelt hatte, die mit schwerem Flügelschlag immer näher darauf zu hüpfte.

„Die Thiere wittern dort Etwas,“ sagte der Meier, „vielleicht ein verendend Thier; laß uns einmal hingehen und sehen, daß es nicht halblebend unter ihre gierigen Schnäbel kommt.“

Mühsam gelangten sie hin; kreischend erhoben sich die Vögel in die Luft. Es zeigte sich eine kleine Erhöhung und bräunlich schimmerte es durch die Schneedecke.

„Ein Ballen Waaren,“ meinte der Knecht.

„Oder ein Mensch gar,“ rief der Meier erregt; „leg Hand an, Heinrich, wahrlich, ich glaube, es liegt hier Einer verschüttet, und dies ist sein brauner Mantel.“

Eifrig scharrten sie mit Händen und Stöcken den Schnee hinweg. Bald war die Gestalt eines Mannes sichtbar, der in einen Mantel fest eingewickelt wie schlafend da lag.

„Dem hat's der Sturm gestern angethan,“ sagte der Gesell; „schaut, Herr, er ist schon steif, und seine Züge sind die eines Todten. Solche Fahrt war auch nicht mehr für solch alten Gesellen,“ setzte er hinzu, die weißen Haare und das runzelvolle Gesicht des Alten betrachtend.

Der Meier rieb ihm indeß schon die Schläfe und Lippen mit einem starken Branntwein, den er mit sich

führte. Er versuchte ihn emporzuheben und die verschränkten Arme zu lösen. Bei diesem Versuch aber glitt aus den Falten des Mantels ein kleines Bündel und sank in den Schnee. Im selben Augenblicke ward eine Kinderstimme laut.

Die Männer schauten sich betroffen an. Der Meier bog sich hastig nieder und nahm das Bündel in seine Arme. Aus dem groben Tuch, in dem die Gestalt fest eingewickelt war, drangen immer lauter die Töne; ein Kinderköpfchen wandte sich ungeduldig darin und zwei Aermchen suchten vergeblich sich aus der unbequemen Umhüllung zu befreien. „Gott helf uns! was ist das?“ murmelte der Meier; seinen Mantel um das Kind schlagend, daß die plötzliche scharfe Luft ihm nicht schade, nestelte er es aus dem Tuch los, hauchte ihm auf das kleine Antlitz und schob ihm ein wenig befeuchtetes Brod zwischen die Lippen, was das kleine Ding gierig nahm.

„Eine nette Bescheerung, Herr!“ lachte der Bursche; „aber solch alter Knabe und so jung Kindlein, das paßt seltsam zusammen; mag sein Großvater gewesen sein oder gar ein Diener, der das Kindlein über die Berge bringen sollte; wo mögen sie herstammen? Der Alte hat aber, deucht mir, längst das Ziel seiner Reise gesehen, kein Athemzug ist mehr zu bemerken.“

Der Meier berieth einen Augenblick. „Das Kind muß schleunigst Nahrung und Pflege haben,“ sagte er, „da es scheint, daß sie schon länger hier liegen. Wir

müssen eilen, hinab zu kommen und dann Hülfe holen für den Todten. Decke ihn zu, daß die Vögel ihm Nichts anhaben können."

„Gelt, was ein netter, kleiner Bursch!" meint der Knecht, als er dem Meier das Kind wieder einhüllen half. „Sie müssen, nach der Lage des Mannes zu urtheilen, von der Westseite gekommen sein."

Das Wandern mit dem Kind auf dem Arm ging eben nicht geschwinder; so war es spät Nachmittag schon, als sie die Herberge wieder erreichten.

Die Leute waren gar erstaunt, sie mit einem Kindlein anlangen zu sehen, und horchten hoch auf bei dem Bericht. Das Kind hatte den Weg indeß gut überstanden, und nachdem es etwas Nahrung zu sich genommen, lag es bald ruhig schlafend auf dem Schooße der Herbergsfrau — ein hübscher, etwa anderthalbjähriger Knabe. Der Meier hatte mit fast mütterlicher Sorgfalt über ihn gewacht, bis er ihn so wohl aufgehoben sah; dann aber empfahl er ihn noch besonders der Obhut der Frau und rüstete sich zu einem neuen Gang.

„Herr!" rief der Knecht voller Staunen, „was gedenkt Ihr zu thun? Ihr wollt doch nicht wieder hinauf die grausige Höhe zu so später Stunde?"

„Sollen wir den Todten liegen lassen da oben in seinem kalten Bett, den Geiern zum Fraß?" frug der Meier zurück; — „kommt, Leute," wandte er sich an die Umstehenden, „wer begleitet mich um der christlichen Barmherzigkeit willen? Auch bin

S. 18.



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

v. Brackel, Heinrich Findelkind.

ich gern bereit, Euch Eure Bemühung zu vergüten."

Die Leute aber wichen zurück, sie hatten keine Lust zu dem Unternehmen, da sie von den Schneewehen gehört. Vergeblich setzte der Meier ihnen aus einander, daß er soeben des Weges gekommen, vergeblich bot er den doppelten und dreifachen Lohn, sie schüttelten die Köpfe.

„Wohlan," sagte der Meier fest, „dann wag ich es allein;" und er schnallte den Gurt fester und nahm seinen Alpenstock zur Hand.

„Herr!" sprach der Knecht, ihn beim Arm ergreifend, „denkt an Euer Weib und Kind daheim. Das Hemd ist Einem näher als der Rock, sagt ein gut alt Wort, und es ist nur um eines Todten willen!"

„Wer zu viel denkt, kommt nie zu Etwas," gab der Meier zurück; „Ein Mann genügt auch dazu; haben wohl schon Andere Schlimmeres gewagt" — und rüstig schritt er voran.

Aber schon nach wenig Schritten hatte der Knecht ihn eingeholt. „Nun?" sagte der Meier lächelnd. „Um den Todten ist's wahrlich nicht," brummte der ehrliche Bursch, „hab aber Eurem Weib versprochen, Euch zu lassen in keiner Gefahr, und wenn das keine ist, will ich meinen ehrlichen Namen nicht mehr tragen."

Der Meier drückte ihm die Hand; als die andern Männer sie aber so entschlossen sahen, folgten zwei ihnen noch nach; wenn der gebotene Lohn sollte verdoppelt werden, wollten sie mitgehen, und der Meier

sagte auch dieses zu. So machten sie den weiten Weg noch einmal und holten den Todten vom Paß des Arlbergs.

Das Unternehmen gelang, wenn die Männer in späteren Tagen sich auch immer noch kreuzigten, wenn sie von dem Gang bei schwehlendem Fackellicht sprachen. Der Meier aber und sein Knecht trugen den Fremden auf ihren eigenen Schultern, bis sie ihn gebettet hatten in der Herberge. Man fand bei ihm nur eine Pilgerflasche, einen Stab und eine Tasche, die einige Lebensmittel enthielt. Aus seinem Anzug ließ sich Nichts entnehmen, als daß seine Fußbekleidung darauf schließen ließ, daß er schon einen weiten Weg gewandert. Seine Züge waren den Leuten unbekannt, und Keiner entsann sich auch, einen Mann mit einem kleinen Kinde den Weg haben einschlagen sehen in diesen Tagen. So mochte er wohl von der Westseite gekommen sein. Am andern Morgen hatte sich die Kunde des Abenteuers rasch verbreitet. Unglücksfälle waren keine Seltenheit dort; daß aber ein lebend Kindlein gefunden, wie auch die That des fremden Reisenden, das reizte die Neugier der Menschen.

Während der Meier nach allen Anstrengungen noch ruhte, fanden sich schon Viele ein, um den Todten wie das Kind zu sehen. Die Herbergsfrau erzählte mit vieler Zungengeläufigkeit Jedem das Ereigniß des Tages, und die Leute hörten aufmerksam zu; wenn sie aber begann zu fragen, wer denn nun wohl sorgen solle für das Kindlein, dann schlich Einer nach dem

Andern still fort, als könne ein Verweilen schon eine Verpflichtung auferlegen.

Da ward die Frau ängstlich und ärgerlich zugleich; unwirsch frug sie, ob sie allein die Last denn übernehmen solle; sie habe Kinder genug und könne sich das eines Fremden nicht aufladen.

Der Meier aber, der jetzt eintrat, nahm statt aller Antwort das Kind von ihren Armen in die seinen.

„Herr," fuhr es dem Heinrich heraus, der diese Bewegung sah, „Ihr habt ja deren schon acht zu Haus."

„Wem es zu viel sind auf meinem Hof, kann gehen," sagte der Meier und wandte sich ab, daß der Bursch mit feuerrothem Kopf dastand. Das Kind aber, als habe es die Meinung verstanden, krähte lustig auf und fuhr dem Meier mit den kleinen Händen kosend durch's Gesicht.

„Ihr seid ein braver Christenmensch," fiel die Herbergsfrau jetzt bedeutend erleichterten Gemüthes ein, „und Gott gesegn's Euch, was Ihr dem armen Geschöpfe thut. Hier möchte es vielleicht verkommen und es wäre schade, denn es ist ein fein Kind, vielleicht hoher Abkunft; schaut her, Mann, was ich in Eurer Abwesenheit entdeckte," und die Frau wies auf ein Wämslein, was der Kleine trug. Es war aus feinerem Stoff, als die Kleidung des Alten, und an den Achseln mit G ldfäden ausgenäht, auf jeder Seite ein Schildlein mit einem Krönchen darüber: das eine zeigte

einen lateinischen Buchstaben, das andere ein Zeichen, das die Nadel wohl undeutlich wiedergegeben, denn es war nicht zu erkennen, was es vorstellen sollte. Der Meier schaute aufmerksam hin. „Das mag dereinst mal auf die Spur führen, woher der kleine Schelm stammt," sagte er, „und soll sorgfältig aufgehoben werden; merkt auch Ihr es Euch, gute Frau, daß Ihr Auskunft geben könnt, sollte einmal Nachfrage geschehen. Wißt denn auch, daß ich der Meier von Kempten, des Abtes von Kempten hochfürstlicher Gnaden Unterthan bin, der in der Nähe von Immenstadt wohnt; das Kind nehme ich mit, und vor Gott und den Menschen verspreche ich, es zu halten, wie mein eigen."

„Den Alten hier," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „hätte ich gern erst zur Ruh bestatten sehen; doch ergreift mich seit einigen Stunden eine peinliche Unruhe nach Haus; da mag des Heinrich's Wort gelten: „das Hemd ist näher wie der Rock." Zäume die Rosse auf, Bursch, und Ihr, Frau, richtet den Kleinen her zur Reise. Nehmt das aber noch für des Alten Begräbniß, laßt die Stelle wohl bezeichnen und eine heilige Messe lesen für seine arme Seele."

Die Frau wies die dargereichten Münzen zurück.

„Nein, Herr," sagte sie mit Thränen in den Augen, „wir sind auch Christenmenschen und haben unser Auskommen, daß wir uns ein gut Werk erlauben dürfen. Sorgt nicht; es wird Alles geschehen, wie Ihr's wünscht, und ein Kreuzel soll mein Mann dem

Armen schnitzen, wie es so schön kein zweites auf dem Kirchhof gibt. Auch für Eure Verpflegung nehme ich Nichts — nicht alle Tage hat man die Freude, einen so braven Mann unter dem Dache zu haben, und Gott behüt Euch und das Kind."

„Eine Bürgschaft und ein Kind mit heimgebracht, — das ist genug für eine Reise," dachte der Meier, als er sich auf seinem Pferd zurecht setzte und den Kleinen sorgfältig vor sich nahm. „Zwei Lasten mehr, aber weiß Gott, ich hätt' schwerer daran zu tragen gehabt, hätt ich Nein sagen müssen zu beiden," und sein freundlich Gesicht sah dabei noch froher und zufriedener aus, als gewöhnlich.

Am zweiten Tage nach Johannis ritt er wieder auf dem Hofe ein. Der Bursche stieß einen hellen Juchzer aus, der alsbald von allen Seiten beantwortet wurde, und das Gesinde wie die Kinder eilten herbei, die Heimgekehrten zu begrüßen. Vor allen Anderen drängte sich aber ein alt Weiblein durch, den Meier zuerst zu erreichen.

„Grüß Gott, Herr," rief sie, „daß Euch kein Anderer die Nachricht zuschreit. Einen Gruß von Eurem Weib; über Nacht flog der Storch über's Haus und bescheert ihr ein prächtig klein Mädel; viel Glück zum neunten Kind, Herr."

Ueber des Meiers Gesicht zog es wie helles Lachen: „Gott sei gedankt, Base," rief er zurück und reichte dem Mütterchen die Hand vom Pferd herab; „aber der Storch ist ja sehr freigebig gewesen und

war auch bei mir; haltet die Arme auf, Base, das ist das zehnte!" Damit legte er ihr den Buben in die Hände.

„Jesus, Maria, Joseph!" schrie die Alte auf und sah ganz verblüfft auf den kleinen Gast, der sie mit hellen Aeuglein ansah.

„Laßt mir meinen Kleinen nicht fallen vor lauter Verwunderung," meinte der Meier lustig, indem er sich vom Pferd schwang; „und Ihr, Mädchen und Buben, steht da nicht und habt Maulaffen feil; kommt, gebt dem Vater einen Schmatz und dann sorgt für das neue Brüderchen, indeß ich mir das neue Schwesterchen beschau. Gelt, so zwei auf einmal gibt Leben in's Haus," setzte er vergnügt hinzu, nachdem er auf die blonden Köpfe seiner acht je einen herzhaften Kuß gedrückt, und stapfelte dann in das Haus hinein.

Alles drängte nun um den kleinen Ankömmling herum, der, durch die vielen fremden Gesichter erschreckt, ein klägliches Geschrei erhob.

„Ein Kind, ein wirklich leibhaftig Kind!" murmelte die Alte, als sei sie erst jetzt davon überzeugt; „hat der Mann deren nicht genug, daß er sie von der Straße auflesen muß? „Heinrich, wo habt Ihr den her?" frug sie den Burschen, der dabei stand und sich die mächtigen Glieder rieb nach dem starken Ritt.

„Heinrich, wo ist er her?" riefen die Kinder wie aus Einem Munde.

„Meint Ihr, die Frau Base könnt Euch allein die kleinen Dinger zutragen?" sagte der Gesell

schmunzelnd; „schau, den hat uns nun mal der Storch gebracht.

„Laßt Euren dummen Schnack," brummte die Alte, „und sprecht vernünftig; was soll's mit dem Kind?"

„Ja, was es damit soll, darum müßt Ihr den Herrn fragen; aber es ist eine lange Geschichte und zum Sprechen hat einem der Staub die Kehle verflucht trocken gemacht," meinte der schlaue Bursche.

„Na, kommt nur mit herein, daß man hört, was daran ist; für einen Trank soll gesorgt werden," drängte die Base voll Neugier, und mit dem Kleinen voranschreitend, setzte die ganze Schaar ihr nach.

Mit einigen Krügen Bier hoffte sie dem Burschen die Zunge zu lösen; aber für's Erste schien der nur Sinn für den braunen Trank zu haben, indeß die Alte, den weinenden Knaben beschwichtigend, ungeduldig einher trippelte.

„Habt Ihr's dem Martin Zeiher abgenommen?" frug sie endlich, ihre Neugier nicht mehr bezwingend.

„Nein, doch nicht," sagte der Bursche lakonisch, dem es Vergnügen zu machen schien, die Alte zu reizen.

„So braucht Euer Maul endlich mal zu was Anderm, als zum Kauen und Trinken," fuhr die Alte heraus. Auf diese herzhafte Aufforderung fuhr dann der Bursch auch gemächlich mit dem Aermel über den Mund und setzte sich zum Erzählen zurecht.

„Gebt den kleinen Burschen her, den kriegt Ihr Weibsvolk doch nicht zur Ruh; so, mein Söhnchen,"

sagte er, ihn auf dem Knie tanzen lassend, „nun reit wie ein echter kleiner Rittersmann, der Du bist.“

„Rittersmann!“ wollte die Alte rufen; vor Staunen blieb es ihr aber auf den Lippen hängen und mit erhobenen Händen stand sie da.

„Nun ja, Rittersmann, Grafen- oder Prinzenkind gar, wer weiß es,“ fuhr der Bursch fort, vergnügt über den Eindruck, den er hervorgebracht. „Reich Milch her, Nannerl,“ wandte er sich an des Meiers älteste Tochter, „aber süße sie gut, er soll es wohl fein gewohnt sein.“

„Lüg Du uns die Jacke voll,“ sagte einer der Knechte, der alte Schäfer.

„Ist was zu lügen,“ gab der Heinrich zurück; „Ihr sollt's schon merken, ob ich recht habe.“

Nun erzählte er, wie und wo sie das Kind gefunden; von dem schrecklichen Berg, von dem Todten, bei dem das Kind gelegen und des Meiers Barmherzigkeit, die nicht geruht, bis er sich des Einen wie des Andern angenommen habe. Der kleine Kreis der Zuhörer ward stiller und manches Auge feucht.

„Wo hast Du's denn aber her, daß es ein fürnehm Kind?“ hub nach einer Pause der grämliche Schäfer wieder an, „sagst ja selbst, daß Ihr's gefunden bei einem Bettelmann droben auf der Höh.“

„Ein Bettelmann hab ich nicht gesagt,“ vertheidigte sich der Bursch: „er war wohl bekleidet, wie ein Dienstmann es auf Reisen tragen mag; ja mancher hohe Herr legt solch ein Kleid an, will er ungekannt

einherziehen; aber seht Euch das Kind selbst an, sieht das aus wie ein Bettelkind?" Und er löste das grobe Tuch, in welches der Kleine noch eingehüllt war, und zeigte die zarten Gliedmaßen, die feine Haut des Kleinen.

„Trägt das ein Bettelmann?" frug er dann wieder, das seidene Röcklein zeigend, mit dem der Kleine bekleidet war, „und dies, ist es ein Bettelmanns-Zeichen?" rief er triumphirend zum dritten Mal und wies nun auf die eingestickten Schilder; „trägt es nicht so ein Herr Rittersmann?" Alle drängten sich herbei, zu sehen.

„Ein Krönlein — ein leibhaftig Krönlein!" stöhnte die Alte, und faltete wie voll Andacht die Hände. „Mann, was habt Ihr uns da in's Haus gebracht!" wandte sie sich an den Meier, der eben eintrat, „das mag ja ein Königskind sein."

„Königskind oder nicht, für jetzt ist es mein Kind," gab der Meier gut gemeint zurück und hob das Bübchen in seine Arme.

„Wenn das Röcklein kein gestohlenes ist," murrte der alte Schäfer, der seinen Namen Thomas nicht mit Unrecht trug.

„Einerlei auch!" sagte der Meier; „aber hört, Leute, und Ihr, meine Kinder, dies Kind zählt von jetzt an zu den Unsrigen, daß Keiner je einen Unterschied darin mache; merkt Euch das, Ihr besonders, meine Töchter und Söhne, und liebt das neue Brüderchen, wie Ihr Euch unter einander liebt." „Daß Keiner

auch," hub er wieder an, „je dem Kleinen wissen lasse, wie er zu uns gekommen, wenn er so weit ist, es verstehen zu können. Es thut kein Gut für ein junges Menschenleben, zu wissen, daß es das Gnadenbrod isset; also soll es auch Keiner ihm verrathen. Wer es thut, müßte mein Haus verlassen, und wäre es mein eigen Kind."

Er sprach sehr ernst, und die Leute wußten, wenn er so redete, hielt er Wort.

„Und nun komm, mein Bürschlein," fuhr er fort, und laß Dich zu Deiner neuen Mutter bringen, die versprochen hat, Dir eine treue Mutter zu sein. Gott helf der Deinen, wenn sie noch lebt, und laß Dich sie einst wiederfinden. Bis dahin wollen wir unsere Pflicht an Dir thun. — Uebermorgen, wenn der Pater kommt, unserm kleinen Mägdlein die heilige Taufe zu ertheilen, mag er auch unserm Findling einen Namen wieder zulegen; und Du, Heinrich," wandte er sich an den Burschen, „magst dann auch Dein Theil an ihm haben und magst ihm Gevatter stehen; hast wahrlich treu mir bei dem Werk geholfen und will es Dir Dank wissen mein Leben lang; das heißt," fügte er lachend bei, „wenn Du überhaupt auf dem Hofe hier bleiben willst. Neun Kinder waren Dir schon zu viel, und nun sind's zehn."

„O Herr," stammelte der ehrliche Gesell erröthend. Der Meier aber bot ihm die Hand und schüttelte sie ihm derb; dann aber wandte er sich rasch ab und trug das Büblein hinein zu seiner Frau.

Als die Base nach einiger Zeit hineinging, der Frau zu helfen bei den Kindern, fand sie diese in Thränen.

„Herr Gott, Frau!“ rief die Alte, „mach Sie sich nicht krank mit dem Gegreine; ist so ein klein Ding auch Last, so schlimm ist's doch nicht, und der Meier hat noch für mehr Brod, als für zehn.“

„Base, darum weine ich ja nicht,“ sagte die Frau, ein noch hübsches Weib mit milden, freundlichen Zügen; „wenn Sie's nur gehört hätte, wie der Mann Alles vorgestellt aus seinem guten Herzen, daß Einem die Augen übergehen vor Mitleid mit dem armen, verlassenen Ding. Ich glaub, er hätte mich nimmer freundlich angeschaut, hätt' ich's weigern wollen; ich fürchte, er ist gar zu gut, der Mann, Base!“

„Schau! weint Die, weil ihr Mann zu gut, und hab ich mein Lebtag geweint, weil der meine zu schlecht war — wie soll's der Herrgott nun machen?“

„Aber, Frau, hat er Euch auch Alles erzählt, was es ist mit dem Kind?“ fuhr die Alte geschwätzig fort.

„Nichts hat er gesagt, als daß er's auf dem Arlberg im Schnee fand,“ sagte die Frau; „wißt Ihr mehr, Base?“

„O die Mannsleut!“ seufzte die Alte, „immer das Beste halten sie zurück,“ und nun erzählte sie Alles, was sie wußte, oder vielmehr was sie dachte, und das war jedenfalls viel mehr, wie sie gehört.

„Herr Du mein Alles!“ jammerte die Frau, und

davon sagt der Mann all Nichts! solch ein Kind müßte doch ganz anders gehalten werden, wie unsereiner. Base, reich das Röckchen mal, daß ich selbst sehe."

Beide Frauen athmeten kaum beim Anblick der neuen Entdeckung. „Ein Prachtbub ist's obendrein," sagte die Alte, „dem die Fürnehmheit auf der Stirn geschrieben; hebt das Röcklein nur wohl auf, Frau; mag leicht sein, daß einst eine Schaar Reiter kommt, Euch das Kind wieder abzufordern."

„Nun, mein Kind kann sich auch neben ihm sehen lassen," meinte die Mutter mit mütterlicher Eifersucht, und hob ihr Töchterchen auf, „ist's nicht auch ein wacker Mädel?"

„Schön, wie 'ne Prinzeß," bestätigte die Alte, „und Gott weiß, was es zu bedeuten hat, daß sie grad an dem Tag geboren, wo der Bub gefunden! Es gibt wunderliche Geschichten auf der Welt, und wenn's ein fürnehmer Herr ist, wenn kein Zweifel mit dem Krönlein — ja, dann ist noch nicht aller Tage Abend!"

„O Base!" sagte die Frau, aber sie küßte beide Kinder.

Heini.

Zehn Jahre waren verflossen. Keine Schaar Reiter war gekommen, das Kind herauszufordern, noch war irgend welche Nachfrage nach ihm geschehen. Es wuchs heran im Schutz des Meierhofs — ein hübscher Knabe, der sich durch Nichts von seinen Geschwistern unterschied, als durch seine dunkeln Locken, dunkeln Augen und etwas zartern Gliederbau.

Der Meier zeigte stets besondere Vorliebe für den Knaben, die Mutter hatte schlicht und recht ihre Pflicht an ihm gethan, wenn auch ein Mutterherz nie ganz vergißt, was ihr Eigen und was nicht.

Zwei auf dem Hofe wandten ihm aber ihre absonderliche Gunst zu und hielten fest an ihrem Glauben seiner vornehmen Abstammung. Vor dem Meier durfte freilich es nie erwähnt werden, aber in den langen Winterabenden, wenn die Frauensleut beim Rocken saßen, ließ es sich die Base nicht nehmen, die

Geschichte von dem Arlberg mit all' ihren Vermuthungen wieder zu erneuern.

Niemand stimmte darin mehr mit ihr überein, als Heinrich, der Pathe des Kindes, und Niemand war ungläubiger nach wie vor, als der alte Schäfer, der hartnäckig bei seiner Meinung blieb, es sei ein Vagabundenkind.

Heini, wie er zum Unterschied von seinem Pathen gerufen wurde, ahnte von alledem Nichts und führte ein glückliches, harmloses Kinderleben. Die Base erzählte ihm die schönsten Geschichten von herrlichen Rittern und ihren Thaten, der Pathe schnitzte ihm Waffen, Pfeile und Bogen, zum großen Neide der Brüder, aber sein liebster Spielgefährte war die Grethe, des Meiers jüngstes Töchterlein, mit der er in Einer Wiege gelegen und zusammen aufgewachsen war.

Das derbe Mädchen hatte trotz des Altersunterschiedes seine Größe fast erreicht, so daß der Vater sie scherzend sein Zwillingspaar nannte. Von den andern Geschwistern hielt Heini sich ferner; sie waren ihm immer etwas fremd geblieben, und der Base Wesen, die ihm gern wie etwas Besonderes behandelte, mochte wohl das Seine dazu thun, so daß namentlich die ältesten Buben ihm eben nicht allzu freundlich gesinnt waren.

Sein Leben war ereignißlos bis zu einem Tage, wo der Vater ihn hieß, seine besten Kleider anzulegen, und ihn mit hinübernahm zu dem nächsten Kloster, da er von nun an die Klosterschule besuchen solle.

Der Meier war auf eigene Weise zu diesem Ent-

schluß gekommen. Er hatte eines Tages seinen Gesellen darauf angetroffen, wie er den Knaben in der Uebung von allerlei Holzwaffen unterwies, und auf seine Frage, warum er dem Buben Dinge in den Kopf setze, die für einen Bauersmann nicht paßten, hatte der Gesell gemeint, daß es ja nimmer sicher, daß der Bub ein Bauersmann und daß es nach seinem Bedünken doch gut sei, ihn auf den Stand vorzubereiten, den er einst gewiß einnehmen werde.

Der Meier hatte ihm das zwar verwiesen und noch einmal anbefohlen, nie Etwas darüber dem Kinde verlauten zu lassen, doch hatte er dann später selbst sich die Rede des Knechtes nicht entschlagen können. Immerhin lag ja die Möglichkeit vor, daß das wahr wurde, was der Bursch und die Base so fest glaubten; das Wappenschild, an das der Bauer kaum mehr gedacht, war jedenfalls nicht zu läugnen, und war es nicht dem Kind gerecht, darauf Rücksicht zu nehmen? Der Bub schien ohnedies zu zart zur rauhen Feldarbeit.

„Wenn er das geistliche Kleid einst tragen wollte," dachte der Meier, „in Gottes heilige Kirche passen alle Stände; schon mancher Fürst und Graf trug demüthig das Ordenskleid, während der Bauernsohn den Bischofsstab führte."

Er beschloß, um darüber in's Klare zu kommen, mit dem Prior des nächstliegenden Klosters Rücksprache zu nehmen, ihm die Geschichte des Knaben anzuvertrauen und seinem Rathe zu folgen.

So geschah es, daß die Nachmittagssonne durch das mit Weinlaub vergitterte Fensterchen des kleinen Sprechzimmers auf die hagere, ernste Gestalt des Priors und auf das runde, behagliche Gesicht des Meiers schien, die im eifrigen Gespräch lange zusammen saßen. Das vor ihnen ausgebreitete Röcklein deutete den Gegenstand ihrer Unterhaltung genügend an. Immer wieder hafteten die Augen des Priors darauf und dann schüttelte er den Kopf bedenklich. „Es zu entziffern, ist mir unmöglich,“ sagte er nach solch wiederholtem Blick, „aber Ihr handelt recht und gut, Mann, wie Ihr ehedem barmherzig gehandelt habt. Laßt uns sehen, daß wir den Buben heranbilden, daß er jedem Stande Ehre macht, mag dann Gott ihn führen, wie er will. Ruft den kleinen Burschen, daß wir unsern künftigen Schüler kennen lernen.“

Und Heini, der sich indeß mit den Klosterbrüdern im Klostergarten ergötzt, stand bald vor dem ehrwürdigen Herrn, die Wangen glühend vor Verlegenheit, das dunkle Haar über die Stirn hängend und die Augen fest auf die Spitzen seiner Bundschuhe geheftet.

„Nun, mein Sohn,“ sagte der Prior wohlwollend und vergeblich versuchend, das gesenkte Gesichtchen zu erheben, „möchtest Du wohl bei uns bleiben hier in unserm Kloster?“ Ein Kopfschütteln war des Knaben einzige Antwort.

„Gefällt es Dir nicht bei uns?“ fuhr der Mönch freundlich fort, „sahst Du nicht unsern schönen Garten mit den vielen Früchten, unsere Kirche mit den Gemälden?“

„Sprich, Heini!“ sagte der Meier ernst, als der Knabe noch immer stumm da stand.

„Die Grethe dürfte nicht mit her,“ war des Knaben zögernde Antwort.

Der Prior lachte. „Der Beruf zum geistlichen Stande scheint noch nicht stark,“ meinte er, „aber sag, mein Sohn, möchtest Du nicht alle Tage zu uns kommen, hier viele edle Wissenschaft zu lernen? oder worauf richtet sich Dein Sinn? was möchtest Du werden?“

Da hob der Knabe plötzlich den Kopf, trotzig fest warf er die Locke zurück, die seine Stirn beschattete, und seine Augen blitzten. „Ein Ritter möchte ich werden,“ sagte er, „ein ordentlicher Ritter mit Schild und Waffen.“

Des Meiers Stirn runzelte sich. „O über die Weibsleut!“ murrte er.

Der Prior aber sah den Knaben ruhig an. „Ein Ritter?“ sprach er; „ei, Du willst ja hoch hinaus; Dein Vater ist ja keiner, auch Deine Brüder nicht, warum denkst Du daran?“

Der Knabe schaute betroffen drein. „Die Base sagt und mein Pathe auch,“ stotterte er endlich, „ich sollte viel große Thaten thun, wie alle Ritter; ich sähe anders aus, wie die Brüder, da müßt ich auch was Besonders werden.“

„Du bist kleiner und zarter wie sie,“ fuhr der Prior fort, „das mag sein; deßhalb will Dein Vater

Dich auch etwas Anderes lernen lassen. Was aber die großen Thaten anbetrifft, das ist nicht die Hauptsache, mein Kind, weder vor Gott noch vor den Menschen."

„Sieh' Dir einmal den an," fuhr er fort, und zog ein kleines, grell bemaltes Heiligenbild aus einem Folianten, der vor ihm lag; „sieh' Dir einmal den an, ein Mann mit einem Kindlein auf den Schultern, das er durch das Wasser trägt. Es ist der heilige Christophorus, der hat Nichts weiter gekannt und gewollt, als Gott zu Ehren und seinen Nächsten zu Lieb die Menschen, die dort hinüber mußten, durch das reißende Wasser zu tragen. Er ist ein großer Heiliger geworden, den, wie die Legende erzählt, der Herr gewürdigt hat, ihn einst selbst in Gestalt eines Kindes zu tragen."

Der Knabe sah das Bildchen an. „Christophorus," sagte er nachdenklich, „so heißt mein Vater auch."

„Ja," sagte der Prior bewegt, „und er ist seinem Patron gut nachgefolgt. Als er einst ein arm Kindlein auf seine Arme nahm, hat es der Herr ihm gewiß angerechnet, als sei es ihm selbst gethan. Folge auch Du Deinem Vater nur nach, dann thust Du genug."

Des Geistlichen Stimme zitterte und über den Tisch hin bot er dem Meier die Hand. Der Knabe verstand nicht den Inhalt der Rede, doch bewegte sie ihn seltsam. „Ich hab den Vater auch am liebsten von Allen," rief er fast heftig, und schmiegte sich an

ihn; „ich will auch gar kein Ritter sein; ich will immer bei ihm bleiben."

Der Meier umfaßte ihn zärtlich. „Das freut mich, mein Junge," sagte er herzlich, „möchte Dich auch ungern abgeben; weiß Gott!"

„So schickt uns den Knaben von nun ab täglich herüber und wir wollen ihn hier wohl unterweisen," sagte der Prior. „Nehmt das Röcklein mit, Mann; dort oben im Land, sollte man denken, müßte man es doch noch ausfindig machen können, wenn man nachforschte."

Der Meier zuckte die Achseln.

„Der Sinn steht Euch wohl nicht danach; nun kommt Zeit, kommt Rath; Ihr handelt wohl an ihm und der Herr wird es Euch segnen."

Von dem Tage an besuchte Heini die über eine halbe Stunde entfernt gelegene Klosterschule. Ein anderes Ereigniß traf auch in diese Zeit. Heinrich, sein Pathe, schied vom Hof, da er ein schmuckes Mädel freite, was droben mehr in den Bergen sein Heim hatte.

Der Meier mit seinen Kindern hatten dem treuen Burschen das Hochzeitsgeleit gegeben, und die stundenweite Fahrt war den Buben und Mädchen gar wichtig gewesen.

Drüben war der Heini sehr ausgezeichnet worden von den geistlichen Herren, die ihn nach seinen Fortschritten und Wissen gefragt, denn es war dazumalen ein selten Ding, daß ein Bub die Schule besuchte.

Den ältesten Sohn des Meiers aber hatte es arg verdrossen; mißmuthig frug er, warum an den Burschen das Alles gehängt würde, indeß sie sich plagen müßten und aufwüchsen den Knechten gleich, eine Frage, die der Vater ihm scharf genug verwies. Seit dem Tage aber steckte er den Kopf viel mit dem alten Schäfer zusammen, und sah den Heini mit immer scheelern Blicken an.

Heini lernte indeß fleißig in der Klosterschule und brachte oft strahlenden Auges Beweise des Lobes seiner Lehrer heim. „Er wird es weit bringen," sagte die alte Base, stolz auf ihren Liebling. Eines Tages aber kehrte er früher als gewöhnlich erhitzten Kopfes, mit rothgeweinten Augen heim. Der Vater vermuthete, daß er sich einen Tadel zugezogen und vermied zu fragen. Der Knabe sagte auch Nichts, war aber verändert von Stund an. Still und in sich gekehrt kam und ging er, dunkle Röthe wich tiefer Blässe; für den Vater und die Geschwister hatte er kaum ein Wort. Doch war eben harte Arbeitszeit auf dem Hofe, da achtete Niemand darauf.

Die Base war eines Morgens mit der Wäsche vor dem Hause beschäftigt, als die Grethe plötzlich erregt und erhitzt vor ihr stand.

„Base, was ist das, ein Findelkind?" frug sie hastig.

„Kind, bei allen Heiligen! Wie kommst Du darauf?" rief die Alte so erschrocken, daß sie die Leinwand aus den Händen fallen ließ.

„Der Heini hat es soeben gesagt,“ fuhr das Mädchen eifrig fort, „er kam aus der Schule, wie immer jetzt, mit ganz dunkelrothem Gesicht und warf sich dann dort hinter dem Hause in's Gras und weinte. Ich hab' ihn fragen wollen, was ihm fehle; da ist er erst ganz still geblieben, dann hat er mich aber angeguckt und hat gesagt: „Weißt Du, was das heißt — Findelkind?“ Ehe ich aber antworten konnte, ist er aufgesprungen und fortgelaufen. Was ist denn das — ein Findelkind?“

„Geh', es ist ein dummes Wort,“ sagte die Alte, „damit werden sich wohl die Buben gescholten haben; denk nicht weiter daran und sag es nimmer, daß der Vater es hört; der würde Dir schön kommen! Wo ist denn der dumme Bub hingelaufen?“

„In den Garten drunten,“ sagte die Kleine, und schüttelte den blonden Kopf, dem die unzulängliche Erklärung gar nicht passen wollte.

„Na, da werde ich mal nachsehen, was er für Raupen im Kopfe hat; bleib bei der Wäsche hier, Grethe, und sag ja Niemanden davon, von Allem nicht, ich will's wohl in's Reine kommen mit dem Heini.“

Die Alte humpelte fort dem Garten zu. Sie seufzte und stöhnte dabei und meinte, daß sie es immer gesagt, daß die Heimlichkeit kein gut Ende nehme. Ihre alten Augen suchten lange umsonst nach dem Knaben, bis sie ihn in einem versteckten Fleck des Gartens fand. Unter einem alten Nußbaume lag er, das Gesicht fest in's Gras gepreßt, als schliefe er, die

zitternde Bewegung des Körpers verrieth aber, wie heftig er weine.

Leise trat sie heran und legte die Hand auf seine Schulter — der Bube sprang so ungestüm empor, daß er fast die Alte umgeworfen hätte.

„Heini, mein Bub, mein Goldjunge," sagte sie, mit ihren zitternden Händen ihn festhaltend, „was ist Dir? Schau, willst der Alten nicht sagen, wozu Du hier im Garten liegst und weinst, als sollte Dir das Herz brechen?"

Trotzig wandte sich des Knaben Gesicht wieder ab und die Hände preßten sich davor.

„Waren die Herren Patres gestreng oder hast was Unrechtes auf dem Gewissen? Geh her und sag's. Der Vater wird's schon nicht so schlimm nehmen, bist ja sein liebster Bub!"

„Ich bin gar sein Kind nicht," fuhr es dem Knaben jetzt heraus; „es ist nicht wahr, ich bin's nicht," und zornig stampfte er mit dem Fuß; aber die großen braunen Augen sahen ängstlich forschend der Alten in's Gesicht.

„Kind, wo hast Du das aufgefischt? heulst deßhalb so?"

„Du sagst auch nicht, daß es nicht wahr wäre," rief der Knabe in rascher Erkenntniß; „ich gehöre gar nicht hieher, ich bin gar kein Bruder von Allen hier; ein Findelkind bin ich, wie die Buben mir jetzt nachrufen in der Schule."

„Was schwatzt Du Alles für Unsinn," sagte die Alte, noch einen Versuch wagend, es ihm auszureden;

„was kümmert's Dich, was die dummen Burschen Dir nachrufen; wenn sie nun rufen, Du seiest ein Esel, hast Du denn darum gleich lange Ohren?"

Der Beweis war schlagend und Etwas wie ein Lächeln spielte um des Knaben Lippe. „Ich hab den Theo gefragt gestern und der hat gelacht und gesagt, er dürfe mir Nichts sagen, aber ein Findelkind sei was sehr Apartes — damit ist er fortgelaufen."

„So laß ihn laufen," gab die Alte zurück, die schon meinte, gewonnen Spiel zu haben. „Was soll's mit den dummen Fragen? Hast jemals einen Unterschied gemerkt im Haus? für wen ist der Vater freundlicher, für Dich oder den Theo?"

Der Knabe war von dieser Erinnerung betroffen, man hatte ihm oft vorgeworfen, daß er das verwöhnte Kind sei; aber das Mißtrauen hielt doch Stand.

„Kannst Du sagen," sagte er nach einigen Minuten Nachdenken, „kannst Du sagen, es ist wirklich und wahrhaftig nicht wahr, Du bist kein Findelkind?"

Die Alte erröthete. „Gott straft Deinen Vorwitz," sagte sie ärgerlich über die Falle, die ihr gestellt. „Was geht's Dich an und was thut's? Sind wir denn nicht all vom Herrgott in die Welt gesetzt und wissen nicht, woher wir kommen, noch wohin wir gehen?"

„O siehst Du wohl, Du kannst das nicht sagen," rief der Knabe in neu ausbrechendem Schmerz. „Auf der Straße bin ich gefunden, jedes Stück Brod hier ist Bettelei und jeden Augenblick könnt Ihr mich vor die Thür setzen."

„Heini, Heini!“ rief die Alte, erschüttert von dem leidenschaftlichen Schmerz. — „Versündige Dich nicht, und wenn Du auch nicht unser eigen, so hat Dich der Herrgott doch zu uns geschickt, wie Du ein klein hilflos Kindlein warst, und Du bist uns Allen an's Herz gewachsen; denk an den Vater und an die Grethe!“

„Er ist mein Vater nicht; und ich hab ihn so lieb gehabt, und die Grethe geht mich auch Nichts an!“

„Geht Dich Nichts an? womit Du in Einer Wiege gelegen, auf Einem Knie gesessen, aus Einer Schüssel gegessen? Geht Dich der Mann Nichts an, der Dich auf den Armen getragen, Dich mehr geküßt und geherzt hat, als seine eigenen Kinder, Dich gesund auferzog, Dir all Deine leibliche Nahrung gab und für Deine Seele Sorge trug? — Hätte ein eigener Vater mehr thun können?“

Der Knabe sah stumm und starr vor sich nieder.

„Wer hat Dir das dumme Zeug nur in den Kopf gesetzt?“ frug nach einer Weile die Alte.

Dem Knaben kostete es Mühe, es herauszubringen, doch berichtete er: „Der Theo war neulich mal mit draußen und bald nachher fingen die Knaben an, viel unter einander zu schelten, wiesen mit Fingern auf mich und gingen mir aus dem Wege; ja Keiner wollte mehr neben mir sitzen in der Schule. Da frug ich, was sie hätten gegen mich, und sie riefen mir zu: sie seien ehrlicher Leute Kinder, die wüßten, wer ihr Vater und Mutter gewesen sei, ich aber wüßte es nicht. Erstaunt gab ich zur Antwort, daß sie doch Alle den

Meier von Kempten wohl kännten, der mein Vater sei und den Niemand schelten könne! Nun sammelten sie sich um mich und schrien überlaut: den Meier von Kempten kännten sie wohl, aber mein Vater sei er nicht; meine Mutter hätte mich liegen lassen auf der Landstraße und die Landstraße sei mein Heim; daß ich's Gnadenbrod bei einem ordentlichen Manne äße, ginge sie Nichts an; sie wollten darum doch nicht mit Bettelpack auf Einer Bank sitzen.

Ich schrie zurück, daß das Alles Lüge sei, aber sie meinten, ich sollte nur die Courage haben, darum zu fragen zu Hause; der Theo hätte es ihnen erzählt, weil ich immer so vornehm und gelehrt thue; freilich ein Findelkind und Straßenkind sei auch ganz was Apartes. Dabei höhnten sie und schnitten Fratzen, bis ich weinend fortlief. Der Theo hat mir auch nicht anders geantwortet und nun, nun ist Alles wahr!" rief er mit neu ausbrechendem Schmerz.

„So, was ist wahr?" sagte die Alte, „was so ein paar ungewaschene Mäuler Dir nachrufen? Würd's der Vater dem Theo eintränken, wenn er erführ, daß er geschwatzt hat! Aber wenn Du denn auch gefunden bist, woher wissen sie, daß Du ein Bettelkind? Nicht neben Dir sitzen! können vielleicht Gott danken, wenn sie mal hinter Dir stehen dürfen!"

Der Knabe sah erstaunt auf. „Wer bin ich denn eigentlich, Base, wenn ich nicht des Meiers Sohn und auch kein Bettelkind?"

„Ja, wer bist Du?" gab die Alte zurück, froh,

ihn von seinem Kummer abgelenkt zu haben; „Gott mag's wissen; so viel ist mir sicher, schelten brauchst Du Dich nicht zu lassen, wenn Du auch auf der Landstraße gelegen und von Bauersleuten aufgezogen bist."

„Bin ich denn mehr, wie Ihr, Base? Base, sag es mir doch!" und er schlug beide Arme flehend um ihren Hals.

„Beileibe nicht, ich darf's nicht, Bub; der Meier würde nimmer vergeben, er setzte mir den Stuhl vor die Thür."

„Aber wissen will ich's," gab der Knabe trotzig zurück; „dann frag ich ihn selbst, heute noch!"

„Um aller Heiligen willen, Heini, thu's nicht; der Theo müßte fort aus dem Hause, zumal er den Mund nicht gehalten, und denk, was die Mutter dazu sagen würde; es gäbe Streit und Unfrieden!"

Der Knabe sah stumm vor sich nieder.

„Weiß es mein Pathe auch?" frug er nach einigen Augenblicken.

„Gewiß," versicherte die Alte, „und schau, den magst Du mal fragen, wenn er kommt; der ist nicht mehr in Deines Vaters Dienst und darf thun, was ihm gut dünkt. Aber bis dahin laß es gehen und hab Ruh; wisch Dir die Augen, daß es die Leute nicht sehen, und komm mit, gleich wird's Mittag sein und Du weißt, Du darfst nicht fehlen."

Heini stand noch immer da, wie mit sich selbst überlegend. Die Alte wiederholte ihr: „Komm mit!" — noch einmal eindringlicher, und schritt dann voraus,

in der festen Ueberzeugung, er würde ihr folgen; als sie aber sich umwandte, war der Knabe verschwunden.

„Er wird sich die rothen Augen verreiben," dachte sie, „bis zur Essenszeit." Aber als die Mittagsglocke läutete, kam der Heini nicht. Der Meier, der strenge auf Ordnung hielt, rügte scharf seine Abwesenheit und befahl, daß er zur Strafe keine andere Mahlzeit erhalten solle.

Der Bub aber blieb nicht allein zur Mittagszeit, sondern auch den ganzen übrigen Tag aus.

Vergeblich schaute die Base nach ihm um und auch die Grethe sorgte um ihn, der die Base aber strenges Schweigen befahl.

„Es hat ihn am Ende in Noth und Tod getrieben!" seufzte die Alte für sich.

Als der Meier spät Abends von der Arbeit heimkehrte und der Knabe noch immer nicht zurück war, faßte ihn auch große Sorge, und er bot sofort alle seine Knechte auf, ihn zu suchen.

Trotz der harten Tagesarbeit machte er sich selbst mit ihnen auf den Weg. In der nächsten Umgebung war der Knabe nicht zu finden. Als sie aber hinausschritten auf die Landstraße, sahen sie ihn plötzlich aus dem Wald treten. Beim vollen Mondlicht erkannten sie, wie ermüdet sein Gang, wie zerzaust sein Anzug. Als er die vielen Leute versammelt sah, stutzte er und kam zögernd näher.

„Wo hast gesteckt und was hast Dir einfallen lassen, Dich den ganzen Tag herumzutreiben wie ein

Zigeunerbub?“ rief der Meier zornig. „Bist Du eingesteckt gewesen in der Schule?“

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Oder bist Du im Wald gewesen, Vogelnester zu suchen mit andern unnützen Buben? Heraus damit!“

„Im Wald,“ stammelte der Knabe.

„Werd's Dir austreiben mit dem Stocke das Herumvagabundiren, Du Schlingel! ist das Manier, Einen so in Angst und Noth zu bringen um Deiner dummen Streiche willen?“

„Hast Angst um mich gehabt, Vater?“ frug er, den Kopf erhebend.

„Meinst es wäre mir einerlei, mein Kind draußen zu wissen zu so später Stund? Die Bas und die Grethe haben sich die Augen schon roth geweint um Dich.“

„Vater, Vater! wie bist Du so gut,“ rief der Junge plötzlich und sprang ihm um den Hals.

„Ja, wenn Du Einen so ärgerst,“ sagte der Meier halb gerührt, halb ärgerlich; „mach' jetzt, daß Du heim kommst, Schlingel, dann soll's für heut Dir hingehen; Abendbrod bekommst aber nicht, damit der Hunger Dich lehrt, Ordnung zu halten.“

„Vater, ich hab' Dich so lieb,“ flüsterte der Knabe wieder, riß sich dann los und eilte in's Haus.

„Närrischer Bub!“ sagte der Meier, ihm nachschauend.

„Des Vagabundenblut soll sich wohl regen,“ murmelte der alte Schäfer.

„Halt's Maul!" herrschte der Meier streng, „wer davon spricht, bleibt nicht auf dem Hof."

Es war spät in der Nacht und Alles schlief längst auf dem Meierhof, als es an der Kammerthür der Base leise kratzte. Sie fuhr erschrocken empor und rieb sich die alten Augen, um zu sehen, daß sie sich nicht täusche, daß es wirklich der Heini, der vor ihr stehe.

„Sagt Nichts, Base!" flüsterte er, „ich wollt es Euch nur noch sagen, ich weiß Alles jetzt."

„Du weißt Alles?"

„Ja, ich bin drüben gewesen beim Pathen, deßhalb kam ich so spät." —

„Um aller Heiligen willen, die zwei Wegstunden hin und zurück — solch' Kind wie Du? Wie hast Dich hinfinden können?"

„Gewußt hab' ich's noch von neulich und gefragt habe ich auch. Er hat mir Alles erzählt, vom Arlberg, vom alten Mann, bei dem sie mich gefunden, vom Röcklein mit den gestickten Kronen und Wappen darin, wie Ritter sie tragen, — Base, Base, das müßt Ihr mir zeigen, daß ich meine Eltern mir suchen kann!" und trotz der Dunkelheit sah die Alte, daß seine Augen dabei blitzten.

„Kind! hab keine hoffärtigen Gedanken! Dank Gott, daß Du hier gute Eltern hast, sonst wär's in Ewigkeit besser, Du dächtest, Du seiest ein Bettlerkind; nun läßt es Dich schon nicht ruhen zu nachtschlafender Zeit!"

„Base, das Röcklein müßt Ihr mir zeigen!"

„Wenn Du doch Alles weißt, meinethalben, aber nur, wenn der Vater nicht daheim, und nun geh' zur Ruh, Junge, und bete Dein Vaterunser, daß Dich der Hoffartsteufel nicht faßt."

Heini schlich fort, zur Kammer, wo er mit den Buben zusammen schlief. Aber kaum lag er, als auch die Thür sich öffnete. Die Grethe war es, die eintrat, ein Stück Fleisch und Brod in der Hand.

„Heini, Du kannst gewiß nicht schlafen mit dem hungrigen Magen," sagte sie. „Schau, das hab ich Dir aufgespart vom Mittag her, iß das."

„Aber, Grethe, ich darf nicht, der Vater hat's verboten."

„Ach, Heini, mit dem Abendessen hat er Dich gestraft; aber jetzt hat's schon ein Uhr geschlagen, jetzt ist's ein anderer Tag."

„Gretelchen, wie klug und gut Du bist!" sagte der Knabe bewundernd; „schau, wenn ich mal so recht was Hohes und Vornehmes geworden, dann komme ich auch und hole Dich auf mein Schloß."

„Bekommst Du denn ein Schloß?" fragte Grethe, große Augen machend.

„Nun, wer weiß!" sagte der Knabe, „aber dann sollst Du es so gut haben, Du und der Vater und die Mutter."

„Gelt, dem Vater geht's ja schon gut; die Leute sagen alle: der Meier von Kempten habe es besser, wie Einer; wie kommst auf all' das? Heißt das ein Findelkind, warum Du heute Morgen so weintest?"

S. 49.



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

v. Brackel, Heinrich Findelkind.

„Nein, das war nur Dummheit, sprich mir nicht davon, Grethe!“

„Ja, das hat mir die Base auch gesagt; aber ich muß jetzt fort, sonst merkt es die Mutter,“ und sie huschte leise fort, wie sie gekommen war.

„Behüt Dich Gott, Grethe,“ flüsterte der Knabe ihr noch nach, und biß dann herzhaft in das Butterbrod ein. Die Grethe hatte so Unrecht nicht gehabt: nachdem der Magen beruhigt, schlief er ein; aber in dem Traume folgten ihm die Ereignisse des Tages.

Er sah den Berg mit der weißen Schneehaube, auf dem er gefunden. Es war ihm, als stände er davor und müsse hinauf; seine Eltern seien dort oben, aber er konnte nicht.

Da kam ein Ritter den Berg herunter, in kostbarer Rüstung mit einem Wappenschild und einem Krönlein darüber; er trat zu Heini, legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte: „Mein Sohn!“

Aber dann wuchs er plötzlich mächtig wie der heilige Christophorus zum Riesen heran. Doch hatte er die Züge des Meiers. Er nahm ihn auf die mächtigen Schultern und trug ihn den Berg empor. Erst war es öd und kalt da, daß er die Augen fester schloß, aber dann ward es allmählich heller und sonniger, aber höher, immer höher ging es hinauf bis in den Himmel hinein und die Strahlen fielen zuletzt so blendend hinab, daß der Knabe zuckend die Augenlider aufschlug! — da sah er, daß er in seinem Bette daheim lag und daß es die helle Mittagssonne war, die schon hinein

schien, und daß er den Morgen verschlafen hatte nach dem langen Marsch.

Ueber Heini's Lippen kam kein Wort von dem, was er nun wußte. Dem Theo ging er etwas mehr aus dem Wege, gegen den Vater aber war er zärtlicher denn je; was andere Kinder als selbstverständliches Recht von den Eltern nehmen, erkannte er nun als Wohlthaten und wollte sie wenigstens durch Dank vergelten. Der Spott der Buben in der Klosterschule schien ihn nicht mehr anzufechten. Das Bewußtsein, vielleicht viel höher zu stehen, als sie Alle, machte ihn kalt dagegen; sein stolzes Schweigen ließ es denn auch allmählich verstummen.

Im Stillen aber brütete er fortwährend über seine Abstammung nach. Tag und Nacht träumte er von dem Wappenschild in dem Kinderröcklein, und wenn er die Namen irgend welcher edler Geschlechter hörte, frug er sich, welchem er wohl angehören möge. Alle Geschichten, die ihm die Base seit frühester Kindheit darüber erzählt, fielen ihm wieder ein. Ja, er wollte ausziehen, um seine Eltern zu suchen, wie manch edler Ritter gethan. Oft lief er hinaus, sich die Berge anzuschauen, zu errathen, welcher der Schneeriesen, die dort in der Ferne glänzten, der Arlberg wohl sei; denn er begriff nun die Worte, die der Prior damals zum Vater gesprochen: „daß es dort sich doch noch müsse auffinden lassen.“ Dorthin wollte er, sobald er nur groß und frei. Die Sehnsucht danach schien ihm oft unbezwinglich und der Ernst auf seiner Stirn wurde

größer, der Blick im Auge dunkler und tiefer, als Knaben seines Alters es zu haben pflegen. Die Geschwister schalten ihn einen Träumer, die Grethe einen „Bücherwurm“, aber sie hielt zu ihm nach wie vor.

Das Röcklein hatte er noch immer nicht zu sehen bekommen, so viel er die Base gebeten. Doch der Meier und die Meierin waren immer daheim. Eines Tages zogen sie aber mit den ältern Kindern zu einem Kirchfest in der Nähe, da ließ der Heini der Base keine Ruhe, bis sie ihr Versprechen erfüllt. Aus der alten Truhe holte sie das Bündelchen hervor, sorgsam mit Rosen und Lavendel verpackt. Der eigenthümliche Geruch langverschlossener Gegenstände, der so eigen auf unsere Nerven wirkt, stieg daraus hervor, daß dem Knaben zu Muthe war, als stände er an seiner Ahnengruft.

Mit zitternder Hand löste er den Knoten — das vergilbte Hemdlein, das grobe Tuch, das seidene Röcklein, war Alles, was es enthielt; sein Auge suchte nur das Wappenschild. Da war der Buchstabe in Goldfäden, aber das eigentliche Wappenzeichen, das Krönlein — das Blut stieg ihm heiß zu Kopf; — das war unkenntlich, verblaßt, vielleicht von der Nadel undeutlich wiedergegeben; vielleicht absichtlich vernichtet. Er versuchte vergeblich die Fäden zu entziffern; näher und näher trat er dem kleinen Fensterlein, den Strahl des Lichtes aufzufangen — da fuhr er plötzlich mit jähem Schrei zurück. Durch die Scheiben schaute ein

Gesicht, so bleich und hager, daß es einem Gespenste nicht unähnlich.

„Jesus, Maria, Joseph!“ schrie auch die Base jetzt auf, und ließ in der Angst den schweren Truhendeckel fallen, daß es dumpf durch das Haus schallte.

„Heini, was war das? Schau, es ist schon fort wieder — die arme Seele Deines Vaters, die keine Ruh hat, weil Du sein Geheimniß vorwitzig siehst.“

Der Knabe war auch bleich geworden, aber er hatte eine dumpfe Empfindung, daß als Abkomme eines ritterlichen Geschlechtes er am wenigsten sich muthlos zeigen dürfe.

„Base,“ sagte er, „laß mich nachsehen, es mag ein armer Bettelmann sein, der vorn vergebens geklopft hat; hört, der Hund schlägt an.“

Er ging hinaus und an der Schwelle der Hausthür fand er den Fremden. Gefährlich sah er nicht aus, aber unheimlich genug.

Um den abgezehrten Körper schlotterte nachlässig die abgetragene Tyroler Kleidung; schneeweiße Haare schauten unter dem alten zerzausten Hute hervor und ein schneeweißer Bart hing wild und unordentlich bis auf die Brust. Nur mühselig hielt er sich an seinem Stock aufrecht und sank auf Heini's Aufforderung, näher zu treten, keuchend nnd ohne ein Wort auf die Bank in dem Vorbau nieder.

„Wo ist der Meier von Kempten?“ stieß er endlich hervor.

„Ueber Land ist er,“ sagte die Base, die jetzt auch

hinzutrat, und die nun, als sie sah, daß es eine Gestalt von Fleisch und Bein, wieder beruhigt war; „über Land und kehrt erst in drei Tagen zurück.“

„Drei Tage — das ist lange Zeit, und nur noch so wenig Athem in der Brust!“ murmelte der Fremde und sein Kopf sank noch tiefer.

„Ihr könnt aber doch hier rasten,“ sagte die Base; „der Meierhof steht Wanderern und Pilgern allzeit auf; wollt Ihr einen Trunk?“

Der Fremde bewegte die Lippen wie lechzend, aber kein Ton kam hervor. Auf der Base Geheiß sprang der Knabe hin, eine Schale Milch zu holen.

Inzwischen kamen auch die übrigen Kinder des Meiers herbeigelaufen und umstanden neugierig den fremden Gast.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf,“ zählte er, sie musternd, nachdem er sich mit einem Trunk der Milch erquickt.

„Ja fünf hier, aber fünf noch mit zur Stadt, macht zehn,“ fuhr die Base geschwätzig fort — „ist kein Mangel an dem Segen hier im Haus.“

„Zehn! und diese noch unversorgt!“ seufzte der Fremde wieder.

Plötzlich haftete sein Blick auf dem Heini.

„Du bist der Knabe vom Arlberg,“ sagte er.

Dem Heini schoß das Blut in die Wangen; das war noch nie von einem Fremden erwähnt worden.

„Du bist es, Du siehst anders aus als die andern; komm her.“

Heini wich scheu zurück; was wollte der Mann von ihm? War er in diesem Augenblick gekommen als Antwort auf die Frage, die ihm eben so brennend auf der Seele gelegen?

„Laßt mich mit dem Buben allein," sagte der Fremde zur Base gewandt, „meine Zeit ist kurz."

Die Base zweifelte nicht, daß er dem Knaben Aufklärung über seine Abkunft geben wolle, und entfernte sich mit den Uebrigen, da sie dachte, ihre Neugier würde durch den Heini doch bald befriedigt werden.

„Komm näher," sagte der Fremde, sobald sie allein waren, „ich kann nicht laut reden." Heini trat zögernd an ihn heran; die hagere fieberheiße Hand des Mannes ergriff die seine, indeß er mit der andern mühsam eine Papierrolle unter den Kleidern hervorholte und sie ihm hinhielt.

„Deine Hand soll es ihm geben," sagte er mit heiserer Stimme; „die hat er mit Wohlthaten gefüllt und sie muß selbst das Unheil ihm in Heil verwandeln können, wenn es einen gerechten Gott gibt. Sag Deinem Pflegevater, er möge Erbarmen mit mir haben, wenn er erfahren, was dies Papier enthalte, und mir Armen verzeihen. Ich habe mein Wort nicht halten können, auf ihn fällt nun alle Last und seine Wohlthat stürzt ihn in's Unglück; er soll mir nicht fluchen, mir nicht und meinem Sohne nicht; mich hat es hieher gejagt, es ihm selbst zu gestehen; nun sag Du es ihm, vergilt Du ihm in der Stunde des Un-

glücks, was er an Dir gethan, daß er nicht lauter Undankbare findet! Nur soll er mir nicht fluchen."

Die letzten Worte stieß er noch mit größter Anstrengung hervor; ein leichter Husten unterbrach ihn, ein Blutstrom quoll über seine Lippen.

Heini schrie auf in jähem Schrecken und umfaßte den Hinsinkenden. Die Base trat herein und sah den mit Blut überströmten Knaben, in dessen Armen der Fremde ruhte. Sie glaubte Alles zu errathen, aber es war keine Zeit zum Fragen; ihr erster Blick sagte ihr, daß sie einen Sterbenden vor sich habe. Vergeblich wandte sie die wenigen Mittel an, die ihr zu Gebote standen.

Ein zweiter Blutstrom folgte bald dem ersten, sein Antlitz ward aschenfahl; die Hand des Knaben aber noch immer krampfhaft umschließend, sank er zurück, ein Zucken durchflog den Körper und es war nur noch ein Todter. Die Leute des Hofes, die allmählich, angelockt von dem ungewöhnlichen Ereigniß, hereingetreten waren, knieten nieder und flüsterten Sterbegebete, aber über die gefalteten Hände weg glitten die Blicke auf den Knaben, über den sie Alle das Räthsel gelöst wähnten

Heini fühlte es ordentlich, ja er hörte den alten Thomas flüstern: „Nun, hab ich nicht recht gehabt, daß er von der Landstraße?"

War das die Strafe für seine hoffärtigen Gedanken? war der arme Bettelmann da wirklich sein Vater?

Und Heini konnte es nicht ertragen; er riß sich los und eilte ungestüm davon. Wie damals warf er sich in den Garten nieder und weinte über seine enttäuschten Hoffnungen. Erst nach einiger Zeit kam ihm Ruhe und Besinnung wieder. Der Mann hatte ja aber gar nicht gesagt, daß er sein Vater sei; nur eine Papierrolle hatte er ihm übergeben, die er dem Meier einhändigen solle und die anscheinend eine Unglücksbotschaft enthalte. Je mehr er darüber nachdachte, je klarer schien es ihm, daß es vielleicht gar keine Beziehung zu ihm habe. Er beschloß aber, allen Fragen auszuweichen, bis der Meier zurückgekehrt. Vergeblich drangen denn auch die Base und die Kinder in ihn, zu sagen, was ihm der Fremde anvertraut. Die Base hielt es für eitel Hochmuth, daß er nicht eingestehen wolle, daß er von solch niederer Herkunft, und klagte über seine Herzenshärtigkeit —; die Geschwister aber spotteten über ihn, auch die Grethe schien sogar zu verstehen, was ein Findelkind heiße. „Mein Bruder bist Du aber darum doch, Heini," sagte sie, und schlug den Arm um ihn.

Die Bürgschaft.

Am dritten Tage nach dem Ereigniß kehrte der Meier mit seiner Familie endlich zurück. Man empfing ihn natürlich sogleich mit der ungewöhnlichen Kunde. — Zu dem, was die Base dabei über den Heini meinte, schüttelte er den Kopf und ließ sich dann zu dem Todten führen, der in dem Kämmerlein noch gebettet lag.

Einen Augenblick starrte er das bleiche Gesicht an, als könne er keine Erklärung dafür finden, dann aber rief er plötzlich: „Martin, Martin Zeiher! Gott sei gepriesen, daß er Ruh gefunden unter meinem Dach! er, dem ich meines Vaters Leben schulde! Aber was mag ihn hergebracht haben über die Berge, so krank und schwach?"

Die Base sagte ihm, daß nur der Heini darüber Aufklärung geben könne, indem er diesen allein habe sprechen wollen und wie seit der Stunde der Bub wie

umgetauscht sei. Darüber war der Meier noch erstaunter und rief den Knaben zu sich.

Bleich, fast wie der Todte, stand derselbe vor ihm und richtete seine Botschaft aus. Auch der Meier erblaßte und seine Hand zitterte, als er nach der Rolle griff.

Die mochte ihm freilich wenig Auskunft geben, denn der Kunst des Lesens war er nie inne geworden, aber das schwere Wachssiegel, was daran hing und was er ängstlich betrachtete, schien ihn auf die rechte Fährte zu bringen. Ohne dem Heini Etwas zu erwidern, wandte er sich ab, nahm Hut und Stock zur Hand und rief seiner Frau zu, daß er augenblicklich einen weiten Gang zu thun habe.

Sie glaubte, es sei um des Begräbnisses willen; es ward aber spät Abends, als er heim kam. Sein Gang war müde, eine tiefe Falte stand auf seiner Stirn; ohne Gruß schritt er vorüber an Weib und Kind in die Kammer des Todten. Als er aber dort gar so lange blieb, ging die Meierin, um nachzusehen, und fand ihn am Sterbelager sitzen, das Haupt in die Hand gestützt.

Sie machte ihm Vorwürfe ob solch schwerer Trauer um eines Fremden willen, und frug, was er wegen der Bestattung angeordnet.

Da fand es sich zu ihrem größten Staunen, daß er das schier vergessen habe, und nicht im Kloster, sondern drüben in der Stadt gewesen sei. Er versprach ihr, es gut zu machen andern Tags; sie solle nur

Alles einrichten zu einem Begräbniß, als sei der Fremde ein naher Anverwandter.

Die Todtenwache hielt der Meier selbst bis zum hellen Morgengrauen. Tags darauf aber ward der arme Tyroler zur Ruh bestattet, als sei er Einer von der Familie des angesehenen Meiers von Kempten. Als die Träger die Bahre aufhoben, trat er noch einmal heran und legte die Hand auf den Todten: „Ruhe sanft, mein Freund," sprach er, „ich bin doch noch in Deiner Schuld."

Heini konnte sich das Alles nicht erklären; auch der Meier sagte ja Nichts davon, daß es sein Vater sei. Unter allen Anwesenden ward die Geschichte aber ruchbar. Einer zischelte es dem Andern zu und sie tadelten mit scharfen Worten den stolzen Buben, der keine Thräne für den armen Vater habe.

Als aber die Feierlichkeit zu Ende und die von der Freundschaft und Verwandtschaft, welche zum Begräbniß gekommen waren, sich wieder entfernt hatten, hieß der Meier die Seinen sich versammeln, indem er ihnen Wichtiges mitzutheilen habe. Gespannt sahen sie zu ihm auf; hochaufgerichtet stand er da, in der Hand die Papierrolle, welche der Todte ihm gebracht; sein Antlitz war aber bleich und seine Stimme klang dumpf, als er sie anredete.

Er begann damit, die Geschichte des eben begrabenen Martin Zeiher zu erzählen, von der Lebensrettung an bis zum Schwur, den sein Vater ihn habe leisten lassen, dem Manne die That nimmer zu ver-

gessen. Dann sagte er, wie derselbe nie Etwas von ihm verlangt habe, bis zu jenem Tag, wo er ihn über den Arlberg gerufen habe, ihm Hülfe zu leisten durch seine Bürgschaft.

Der Meier hielt inne. Aus Aller Augen sprach Staunen; sie hatten entschieden ganz Anderes zu hören erwartet. Seine Frau aber fing an, Schlimmes zu ahnen, und sah mit dem Ausdruck solcher Angst zu ihm auf, daß er unwillkürlich seine Augen bedeckte, als müsse er sich Kraft sammeln, das Folgende zu sagen.

„Die Bürgschaft ist verfallen,“ hub er wieder an; „was der Zeiher versprach und hoffte, ist nicht eingetreten; im Gegentheil, sein Bub war nichtsnutzig, hat das Letzte durchgebracht und ist dann auf und davon gegangen; nach Recht und Gesetz fällt alle Last auf mich, der ich mich mit meinem Namen dafür verbrieft.“

„Jesus, Maria, Joseph!“ schrie die Meierin laut auf und rang die Hände. Die Kinder drängten näher. „Was soll das heißen, Vater,“ sagte Theo, der Aelteste, mit unwirscher Stimme, „wie sollen wir das verstehen?“

„Daß ich ein armer Mann geworden bin,“ sagte der Meier düster; „die Summe übersteigt weit mein Erspartes; mein Korn, mein Vieh, der Ertrag dieser Ernte wird darauf gehen, es zu ersetzen — nach einem solchen Schlag werde ich nicht im Stande sein, meine Pacht zu entrichten und werde diesen Meierhof nicht

halten können; wir werden dienen müssen um unser täglich Brod!"

Die Frauen brachen in lautes Weinen aus, die jungen Leute starrten wie verständnißlos ihn an.

„Kinder!" rief der Meier mit zitternder Stimme, „habt Mitleid mit mir; hab ich unrecht gehandelt gegen Euch, so verzeiht mir; aber bei Gott im Himmel! mußte ich den Schwur nicht halten, den ich gethan?"

„Mag sein, Vater," rief der Theo trotzig zurück, „aber es war auch unser Erbtheil, das Du vergabst, und dazu hattest Du kein Recht; Du hättest an uns denken sollen, anstatt an Fremde."

„Bub!" rief der Meier mit blitzendem Auge, als er den Burschen fast drohend vor ihm sah.

„Ja," schrien die Andern wild durch einander, „der Theo hat recht; Du brauchtest um Fremder willen das Unserige nicht zu vergeuden; uns warst Du es schuldig, anstatt solchem Gauner, an den Du noch den letzten Kreuzer hängst, ihn zu bestatten."

„Mann, Mann!" jammerte die Meierin, „Deinen Kindern hast's Brod vom Mund genommen in Deinem Leichtsinn."

„Ja," höhnte der Aelteste wieder, „und zu solch' schönem Erbtheil hat er noch Einen von der Straße aufgelesen. Freilich beim Theilen kommt es nicht darauf an, nun er uns Alle zu Bettlern gemacht."

Als der Meier seine Kinder so reden hörte, sank er wie gebrochen auf der Bank nieder und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Da sprang der Heini, der still in der Ecke gestanden, plötzlich vor: „Schämt Ihr Euch nicht, dem Vater das zu sagen, da er so unglücklich ist?“ rief er mit vor Entrüstung zitternder Stimme, und seine Arme um des Meiers Hals schlingend, fuhr er fort, indem die hellen Thränen ihm über die Backen rannen: „Vater, Vater, sei ruhig! sieh, dem Heini warst Du Nichts schuldig; dem hast Du ja Alles gegeben aus freien Stücken; der hat Dir immer zu danken, wenn Du auch noch zehnmal so arm würdest; der Todte hat gesagt, um das, was Du an mir gethan, würde Dir Gottes Segen nie fehlen. Vater! sei nicht so unglücklich; Du hast gewiß recht gehandelt und dies hat Gott geschickt.“

Der Meier athmete auf und zog den Knaben an sich.

„Meine eigenen Kinder wenden sich wider mich,“ sagte er, „und das fremde wird mein Trost. Gottes Segen kommt mir durch Dich.“

Da schämten sich die Anderen doch, den Vater so hart angelassen zu haben. Nannerl, das älteste Mädchen, meinte, an ihn herantretend: „Es sei nicht so arg gemeint gewesen vom Theo, sondern nur der erste Schreck. Es sei eben gar zu hart für sie, nun, da sie in guten Tagen aufgezogen, Dienstbotenbrod essen zu sollen.“

Auch die Meierin fühlte sich beschämt, ihn in dem schweren Augenblick verlassen zu haben; sie hatte das Unglück für ihre Kinder allzu sehr gefühlt. Aber nun

nahm sie seine Hand: „Laß gut sein, Mann; haben wir die guten Tage in Liebe und Frieden zusammen getragen, so wollen wir auch die schlimmen hinnehmen. Die Buben sind heißblütig, aber sie werden sich schon drein finden; bittet's dem Vater ab, Kinder!"

Und die Kinder, die wirklich so übel nicht waren, und denen das tiefe Leid des Vaters jetzt doch zu Herzen ging, traten eines nach dem andern herzu, dem Vater die Hand zu reichen. Er nahm stumm ihren Händedruck entgegen, aber den Heini behielt er im Arm.

Friede war wieder, aber Keiner wagte zu reden, als sei man besorgt, den Sturm von Neuem zu wecken. Der Meier versank in dumpfes Brüten; die Meierin und die Base hatten die Schürzen vor die Gesichter geschlagen und weinten leise vor sich hin, die Andern standen rath- und thatlos da.

Wieder brach des Heini's helle Stimme die Ruhe: „Vater," sagte er, „ich habe nachgedacht; bleibt Dir kein Brod für uns Alle diesen Winter, so laß jetzt gleich die Hälfte von uns ausziehen und andern Leuten dienen. Es ist noch Arbeitszeit, da kommen wir leicht an; die Uebrigen behältst Du hier, Dir zu helfen."

„Hier wird es bald keine Arbeit mehr geben," sagte der Meier dumpf. „Die Stiftskammer wird wenig Umstände machen mit dem ruinirten Mann, und es gibt immer noch Leute genug, die auf einen so schönen Meierhof warten; wer die Pflichten nicht leistet, ist des Rechtes verlustig, so steht's im Meierbrief, und nimmer werde ich sie leisten können."

„Ach, Vater, denkt noch nicht so weit und so schwarz!“ rief der Heini wieder; „so viel bleibt sicher, Fünf essen weniger, als Zehn, das gibt schon Hülfe; so wollen wir Fünf von uns uns verdingen.“

„Du gehst nicht,“ sagte der Meier; „mit meinen Kindern kann ich anfangen, was ich will, aber Du bist mir geliehen Gut, Dich können Deine Eltern von mir fordern jeden Augenblick und ich laß Dich nicht aus den Augen.“

„Hast recht, Vater, der Heini darf nicht gehen,“ rief die Grethe eifrig dazwischen. „Er kann ja nur Etwas in den Büchern; ich bin stärker als er und kann ganz gut zu fremden Leuten.“

„Mein Jüngstes laß ich nicht,“ murmelte die Frau und zog das Mädchen an sich.

„Die Grethe bleibt auch bei Dir, Mutter,“ versicherte der Heini.

„Und Du auch,“ wiederholte der Meier, „das ist mein unumstößlicher Wille; so lange ich ein Stück Brod habe, theile ich es mit Dir.“

Heini schwieg; auch die Anderen schwiegen, aber die Gesichter Einiger wurden wieder finster. Daß der Vater das Findelkind so verzog, verdroß sie.

Und sie gingen zur Ruh den Abend, die Einen seufzend und betend, die Andern grollend, bis der Schlaf über sie Alle kam, wie er kommt nach solch stürmischen Stunden, tief und schwer. In der Nacht wähnte der Meier einen Augenblick, es stünde Jemand an seinem Lager, und er höre das Knarren der alten

Truhe, aber der Schlaf hielt ihn gleich wieder fest umfangen. Doch auch die Grethe fuhr plötzlich auf, denn eine weiche, warme Hand berührte sie. „Ade, Grethe," flüsterte es leise, „ich geh fort in die weite Welt; die Brüder würden's nicht vergeben, wenn ich, der Fremde, bliebe, wo sie von Haus müssen; aber erlauben thät's mir der Vater nimmer, drum geh' ich heimlich; grüß ihn und auch die Andern und sag ihnen meinen Dank, wie ich all die Güte nicht vergessen würde mein Leben lang; schau, ich nehme Nichts mit, als was ich hergebracht; das Röcklein muß ich haben, um meine Eltern zu finden, denn die such ich mir nun hinter den weißen Bergen, wo mich der Vater fand. Und wenn mein Traum wahr und ich ein stolzer Ritter bin, Grethe, dann hol ich Dich auch auf mein Schloß."

„Heini, Heini," rief sie, aber der Bub war schon fort. Sie hörte das Oeffnen einer Thür, der Hund schlug an, dann war Alles still, und sie drückte den Kopf schluchzend in die Kissen und weinte um den Bruder, der ihr Alles war, bis auch in ihrem Köpfchen sich die Frage geltend machte, ob er denn wirklich wohl als Ritter einst wiederkommen würde? — „Aber dann kennt er mich, die ich eine Magd dann bin, gar nicht mehr" und sie weinte noch heißere Thränen.

Am Morgen fehlte das Findelkind, und Grethe erzählte das Ereigniß der Nacht. Den Geschwistern schien's recht, die Mutter schüttelte den Kopf, die Base seufzte. Des Meiers Gesicht ward noch düsterer und eine Thräne brannte ihm im Auge um den Knaben,

den er so geliebt. Aber er zog diesmal nicht mit Hunden und Knechten, ihn zu suchen. „Es mag so besser sein," dachte er, „er hat wohl das Rechte gewählt und Gott mag ihn schützen in der weiten, kalten Welt, wie er ihn einst geschützt hat auf dem kalten Berge."

Dankesschuld.

Es war fröstelndes Morgengrauen, als der Knabe die Stätte seiner Heimath verließ — und kalt war es ihm bis in das Herz hinein. Zögernd stand er noch an der Umzäunung still, als sei es ihm unmöglich, zu scheiden; aber er wußte, es mußte sein; noch einmal schluchzte er hell und laut auf nach Kinderart, dann aber mit raschem Entschluß riß er die morschen Stäbe aus dem alten Gitter und drängte sich durch auf die Landstraße.

Er lief zuerst planlos quer feldein in dumpfem Gefühl, seinen Schmerz zu betäuben. Wie der Tag aber lichter ward, die Bergspitzen allmählich sich rötheten, und die Sonne zuletzt durchbrach, ward es auch lichter in ihm. Ein Gefühl goldener Freiheit durchzuckte ihn; jetzt konnte er hin zu den Bergen, die ihn gelockt, seitdem er wußte, daß er dort gefunden. Der arme Bettelmann war sein Vater doch nicht gewesen; es konnte noch Alles wahr werden, was er geträumt. Nach dem

Arlberg wollte er, nach dem Arlberg, den Namen hatte er sich gut gemerkt, da lag gewiß der Schlüssel zu seinem Leben. Wie die fahrenden Ritter, wovon die Base ihm erzählte, wollte er die Welt durchziehen, seine Eltern zu suchen. Aber mitten in seinen hochfliegenden Gedanken durchzuckte es ihn: was waren die unbekannten Eltern ihm gegen die Liebe derer, die ihn gepflegt und aufgezogen bis zum heutigen Tag? Die aber waren in Kummer und Noth; des Vaters gramdurchfurchtes Gesicht, der Mutter rothgeweinte Augen, die Grethe, die vielleicht zu fremden Leuten mußte, Alles stand ihm vor Augen. Fast kam er sich schlecht vor, daß er sie verlassen! Der Sterbende hatte ihm gesagt: „Lohne Du es ihm, daß er nicht lauter Undankbare finde; durch Deine Hand muß ihm Heil werden, so hat er sie mit Wohlthaten gefüllt." Aber wie konnte, wie sollte er helfen, er, der schwache Knabe? In schweren Gedanken wanderte er langsam weiter; endlich trat er aus dem Saume eines Gehölzes auf eine ziemlich geebnete Straße, an der ein Fluß munter herrauschte.

Bedenklich stand er still: wohin sich wenden? Es überkam ihn eine Furcht in der großen Einsamkeit, in der er bisher gewandert; müde und hungrig war er dabei; auch die Sonne hatte den Mittag überschritten. Endlich sah er Hirten im Felde in einiger Entfernung. Er beschloß, zu ihnen zu gehen, sich nach dem Lauf der Straße zu erkundigen und bei ihnen zu ruhen.

Die Hirten nahmen den kleinen Wanderer freund-

lich auf und theilten ihm von dem Rest ihres Mittagsmahles mit, als sie sahen, daß er erschöpft war.

Heini aß und trank, aber seiner Gedanken konnte er sich nicht entschlagen und die Männer wunderten sich über den stillen, ernsten Buben, der gar wohlgekleidet war und doch so allein in der Welt umherzuziehen schien.

„Ziehst Du die Straße, die Du da siehst, hinauf, kommst in die Berge, ziehst Du sie hinunter, kommst nach Kempten und dann noch weiter in's Reich," sagte der eine der Männer auf seine Frage; „aber scheinst mir selbst noch nicht zu wissen, wohin Du willst, Bub, he?" — „Bist daheim dem Stock des Vaters entlaufen?" setzte er mißtrauisch hinzu.

„Jetzt weiß ich, wo ich hin will," rief der Knabe plötzlich jubelnd auf und sprang in die Höh — „nach Kempten, sagt Ihr, führt die Straße; nach Kempten, wo das große Stift ist, wo der Herr Abt wohnt; ja da will ich hin, nun weiß ich's, nun weiß ich's."

„Ist der Bub' närrisch," sagte der Mann wieder; „hör', wenn einer auf Reisen geht, der muß vorher wissen, wohin er will, und Dir scheint's erst jetzt einzufallen, das will mich merkwürdig bedünken; ich glaub' schon, man thät' ein gut Werk, wenn man Dich hier festhielte und heimbrächte Deinen Eltern."

„Nein, nein," rief der Knabe erschreckt, „um Gottes willen thut's nicht; ich bin ein ehrlicher Bub, mein Vater ist in großer Noth und nun, wie Ihr eben sprecht, ist mir ein Licht aufgegangen; ja nach Kempten

will ich und es dem Herrn Abt sagen, der kann ihm helfen."

„Du solch kleiner Bub," sagte der Mann lachend; „weißt, daß Kempten noch manche Wegstunde weit liegt und der Abt ein gar hoher Herr dort ist; heimschicken werden sie Dich, wie wir thun sollten."

„Thut's nicht, ich lauf Euch doch fort," rief der Knabe entschlossen und wandte sich.

„Nein, nein," sagte einer der Männer beruhigend, „bleib nur, uns kann's gleich sein, brauchst deßhalb nicht fortzurennen, wirst schon andern Sinnes werden unterwegs; hast noch immer Zeit zum Umkehren; ruh aus die Nacht bei uns, daß Du morgen weiter kannst; es geht Nichts vor einen guten Bedacht."

Und Heini sah ein, daß der Mann recht habe; aber nicht zum bedenken, denn sein Entschluß stand fest. Wie ein Blitzstrahl war es in ihn gefallen bei dem Wort „Kempten". Der Vater hatte ja gesagt: „das Stift wird wenig Umstände machen mit dem ruinirten Mann;" aber wenn der Abt erfuhr, wie und warum er ruinirt, dann würde er gewiß Mitleid haben und wer konnte es ihm besser sagen, als er, der die Güte des Meiers so kannte?

Wenn aber die Hirten Recht behielten, daß Kempten ihm zu weit, oder daß man ihn dort aufgreifen und heimschicken würde, ein entlaufen Kind? Aber einerlei; allem Bedenken ging die Dankesschuld vor; Gott würde ihm schon helfen. Gelang es ihm aber in Kempten, dann wollte er sich auch nicht irre

machen lassen und wollte zu dem Arlberg; — das stand in ihm fest. Tausend Gedanken kreuzten sich noch in seinem kleinen Kopf und ließen ihn nicht schlafen.

Da beschloß Heini aufzubrechen, ehe die Hirten erwachten. Die Straße von Kempten wußte er ja jetzt; noch andere gute Leute würden sich gewiß finden, ihm Obdach und Erquickung zu geben unterwegs. So verließ er die Lagerstätte, ehe der Morgen tagte, und wanderte die Straße entlang, die am Fluß hinab führte.

Da hörte es bald auf, so einsam zu sein, denn auch damals herrschte dort schon reges Leben, Handel und Wandel. Manchen Wanderer hielt er an, um Auskunft über Weg und Steg zu erhalten; an manche Thüre pochte er, Obdach und Stärkung erbittend, und sein bescheiden Wort verfehlte selten seine Wirkung. Aber nirgends gönnte er sich lange Rast, so trieb es ihn, sein Ziel zu erreichen. Am dritten Tage sah er endlich eine Stadt vor sich liegen, mit Mauern und Wällen stark umgeben, an deren Thor als Wappenschild ein stattlicher zweiköpfiger Adler glänzte, das goldene K auf der Brust, zum Zeichen, daß dies die stolze Reichsstadt sei. Im Hintergrund auf einer Anhöhe gelegen, stieg eine zweite Stadt auf, deren Thürme in den Abendhimmel ragten.

Als Heini die mächtigen Thore und Mauern erblickte, fragte er sich, wie er wohl hineingelangen werde in die Stadt, wie Nachtquartier finden dort und end-

lich, was er dann beginnen müsse, um zu dem hohen Stifts-Abt zu gelangen.

Er ließ sich am Wege nieder, dies in Ruhe zu erwägen; nach einigem Nachdenken beschloß er, die Nacht im Freien vor der Stadt zuzubringen und am andern Morgen, wenn die Thore geöffnet würden, zu versuchen, eingelassen zu werden. „Ich gehe dann in die Kirche zum Morgengottesdienst und da werde ich wohl einen geistlichen Herrn antreffen, der mich zu dem Abte führt," dachte er in seinem kindlichen Sinn.

Eben hatte er diesen Entschluß gefaßt, als das Knarren schwerer Räder und das Stampfen vieler Rosse seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein mit wuchtigen Ballen beladener Wagen, von verschiedenen fremdartig ausschauenden Leuten begleitet, der aus den Thoren der Stadt kam; einige bepackte Saumthiere nebst Führer folgten nach, und den Schluß bildete ein Reiter, der des Knaben Blicke fesselte. Auf reich geschirrtem Pferde saß er im langen, faltigen Kaftan, der dichte schwarze Bart fiel auf den bunten Gürtel herab und auch der Kopf war mit einer eigenthümlichen Kopfbedeckung bekleidet, unter der die schwarzen Augen lebhaft hervorblitzten. Es war ein reicher jüdischer Handelsherr, der seinen Waarenzug begleitete.

Heini staunte erst nur die ihm neue Erscheinung an, sein zweiter Gedanke war aber: der kommt aus der Stadt und wird Dir auch rathen können.

Gleich darauf fuhr der gemächlich dahin reitende

Mann aus seinen Träumen empor, denn eine kleine Hand legte sich auf seine Zügel, ein paar bittende Augen sahen zu ihm auf, und mit stockender Stimme trug der Knabe sein Anliegen vor. — Der Jude betrachtete mit scharfen Blicken den bleichen kleinen Wanderer und, erstaunt über sein Begehr, fing er mit der seinem Stamme eigenen Neugier an, ihn auszuforschen.

Heini fand Nichts zu verhehlen und erzählte arglos die Geschichte vom Pflegevater, der in's Unglück gerathen und für den er bitten wolle. Sein Zuhörer setzte sich gemächlicher in den Sattel zurecht und strich sich wohlgefällig den langen Bart: „Beim Gott Abrahams, mein Sohn, Du thust einen guten Gang," rief er, „denn es steht geschrieben: Du sollst Vater und Mutter ehren; ein kühner Bursch bist Du obendrein, daß Du solchen Entschluß faßt in Deinen jungen Jahren. Wegen der Mauern und Wälle mache Dir keine Sorge; die Stiftsstadt hat deren keine und ist allzeit offen; schau, dort herum läuft der Weg, um hin zu gelangen; aber hast Du Unterkunft da, Leute Deiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft, wo Du die Nacht verweilen kannst?

Der Knabe schüttelte den Kopf und sagte, was er gedacht habe, zu thun.

„Gut ausgedacht," murmelte der Jude, „aber ich kann Dir noch weiter helfen, mein Sohn; sieh', ich trau Deinen ehrlichen Augen; so mögen die Augen Josephs, der seines Vaters Freude war, ausgeschaut haben. Drinnen in der Stadt habe ich einen alten

Bekannten wohnen, den Gold Israel in der Jüddengasse, der mit feinen Steinen handelt, der wird Dich die Nacht aufnehmen, wenn Du ihm dies bringst." Damit zog er ein Täflein aus der Tasche, schrieb mit einem Stift verschiedene Zeichen darauf und gab es dem Heini: „Jedes Kind in der Stadt kennt den Gold Israel und kann Dir den Weg zu ihm zeigen. Auch mit Rath wird er Dir beistehen, um meinetwillen, und sein schönes Töchterlein wird Dich gut verpflegen: sag ihr einen Gruß von Benjamin aus Augsburg."

Der Knabe dankte mit lebhaften Worten und leuchtenden Augen, dann wollte er sich abwenden. Der Jude hielt ihn noch zurück.

„Hast Du an all die Schwierigkeiten wohl gedacht, die Du haben wirst, bis Du zu dem hohen Herrn gelangst, ob er Dich hören, ob er Dir glauben wird? Es spielt der Zufall nicht immer so glücklich, wie hier auf der Landstraße."

„Nein," sagte Heini, „ich will auch gar nicht daran denken, ich werde sonst irre daran; ich will es versuchen, weiter weiß ich Nichts."

„Gut," murmelte der Jude wieder; „höre, mein Sohn, hast Dein Geschäft abgethan drinnen in Kempten, dann komm nach Augsburg und frag nach dem Juden Benjamin; bist Du auch ein Christenkind, will ich Dich doch annehmen wie mein eigen, und Dich lehren, wie der Mensch erwerben muß; kannst dann so reich werden, daß Du kaufen kannst diese ganze Abtei da;

denn in Deinen Augen ist's geschrieben, daß Du einen Willen hast, der sein Ziel nicht verfehlt.

Heini sah ihn erstaunt an: „Ich will aber nicht reich werden; ich will meinem Pflegevater helfen und dann meine Eltern suchen,“ erwiederte er.

„Ein echt Christenkind,“ sagte der Jude verächtlich fast; „wollen's Geld immer gering achten, und können doch nicht fertig werden ohne das edle Metall; na, behalte den Juden Benjamin in Acht, vielleicht kommst Du noch mal zu ihm; aber sag mir, wie ich Dich nennen soll, wenn ich Dein gedenke?“

„Ich habe noch gar keinen Namen; Heinrich riefen sie mich, Findelkind schalten sie mich!“ sagte der Knabe traurig.

„Nun, Heinrich Findelkind, das ist ja schon einer,“ sagte der Jude, „und so Du den rechten Willen hast, kannst Du ihn zu Ehren bringen. Täuscht mich nicht Alles, so kannst Du das erreichen; weiß Gott, es kann Dir gehen, wie dem Sohne Jakobs, den seine Brüder als König wiederfanden. Aber nun gehab Dich wohl und grüß den Gold Israel und sein wunderfeines Töchterlein vom Benjamin;“ damit spornte er sein Pferd, noch ehe der Knabe antworten konnte, und eilte hinter seinen Wagen drein.

Der Knabe schaute ihm nach und gedachte seiner Worte; würde es wirklich so sein, wie der seltsame Mann gesprochen? hatte die Base das nicht auch immer gesagt? Sein Herz schlug laut vor stolzer Hoffnung. Aber die Sonne, die jetzt hinter dem Berg

versank, mahnte ihn, daß er eilen müsse, die Stadt zu erreichen.

Bald stand er inmitten der hochgiebeligen Häuser, verwirrt fast von dem Eindruck, den die erste Stadt, die sein Fuß betrat, auf ihn machte. Vor ihm stiegen mächtige Gebäude und ein hoher Dom auf. In den Straßen war es schon leer, am Brunnen aber waren Mädchen, Wasser schöpfend. Der Knabe frug sie, ob dies des Stiftes Kirche und bat um Auskunft, den Weg zum Gold Israel in der Jüddengasse zu finden? Die Mägde sahen ihn lachend an: „Bist ein Jüdd, was geht Dich unsere Kirche an? bist ein Christ, was willst Du in der Jüddengasse?“

Der Knabe sagte, daß er auf einer Bittfahrt sei, in der Stiftskirch zu Kempten ein absonderlich Gebet zu verrichten, daß ein Jude aber barmherzig ihm Obdach für die Nacht angeboten, weil er fremd in der Stadt. Da, meinte die Eine, so ein Jud so ein gut Werk thue, wolle sie wenigstens auch das Ihre dazu beitragen, setzte ihren Krug nieder und gab dem Knaben das Geleit. Unterwegens sagte er ihr, daß er morgen den Frühgottesdienst aufsuchen wolle, und sie meinte, die Glocken würden ihn schon laut genug dazu rufen, auch würde gar vielmal das heilige Opfer gefeiert in ihrem Dom. Vom Gold Israel sagte sie, daß er ein wunderlicher Kauz wäre, von dem die Leute sagten, wie reich er sei, doch daß er es nie verlauten ließ vor den Christen. So kamen sie an ein kleines schwärzliches Haus in der engen Gasse und

pochten an. Vorsichtig ward nur die obere Hälfte der Thür geöffnet und nach ihrem Begehr gefragt. Heini aber reichte das Täflein des Benjamin herein statt aller Antwort. Gleich darauf kamen schlürfende Tritte, ein kleiner Mann mit mächtiger Adlernase und scharfen dunklen Augen hieß den Knaben willkommen. Er verabschiedete sich von seiner Begleiterin und folgte dem Alten. Durch schwärzliche, enge Gänge ging es, bis eine Thür geöffnet ward und der Knabe zurückwich vor dem hellen Glanz, der ihm entgegenströmte. Alles schien Farbe und Gluth in dem Gemach, von den buntgewirkten Stoffen auf den Wänden bis zu den purpur- und goldig-schimmernden Polstern, die ringsherum standen. — „Sara, hier bring ich Dir des Benjamins kleinen Freund," sagte der Alte, den zögernden Knaben voranschiebend zu einem schönen Mädchen, was lässig in einem der Polster ruhte. Sie war in kostbare Stoffe gekleidet, und Geschmeide glänzte in den Haaren, wie an den bräunlichen Händen. Als der Vater den Benjamin nannte, fuhr sie lebhaft auf und schaute dann theilnahmsvoll auf den verlegenen kleinen Gast. — Der Jude aber kicherte und sagte: „Bist beim Gold Israel, mein Söhnchen, hast wohl nicht gedacht, daß es so ausschauen könnte in dem finstern Haus; aber die Christen brauchen nicht zu wissen, was wir hier bergen, ha — und ein fein Juwel will fein gefaßt werden," fügte er hinzu, zärtlich seiner Tochter Haar streichelnd, „aber nun sag, warum der Benjamin Dich schickt?"

Heini wollte antworten, doch, war es jäher Wechsel der Luft, machten Anstrengung und Aufregung sich endlich geltend, vergeblich rang er nach Worten, und wie Hülfe suchend, sah er starr umher.

„Vater!" rief das schöne Mädchen und sprang auf, den Knaben zu stützen, denn schwankend war er plötzlich todesbleich zusammengebrochen. „Das arme Kind!" sagte sie, bedauernd seine kindlichen Züge betrachtend, die in ihrer Bewußtlosigkeit noch jugendlicher aussahen. „Gott der Gerechte! ein seltsamer Gast, den er da schickt, der Benjamin," murrte der Jude. Sara aber beugte sich zu ihm nieder und rieb die Schläfen mit duftender Essenz, bis die Augen sich wieder öffneten. Feurige Tropfen flößte sie ihm ein, daß neue Lebenswärme durch seine Glieder rann und ihrer kostbaren Gewänder nicht achtend, löste sie die Bundschuh von seinen Füßen, daß es den Knaben gleich darauf wie köstliches Wohlbehagen umfing, als er die brennenden Sohlen in laues Wasser getaucht fühlte und weiche Linnentücher sie einhüllten. Dienerinnen nahten dann mit Erquickungen aller Art; er wollte reden, aber das schöne Mädchen legte den Finger auf die Lippen und reichte ihm selbst die Speisen dar. Heini nahm Weniges zu sich, denn er hatte den Tag über kaum das Nöthige genossen, aber während er noch davon nahm, senkte sich bleischwer die Müdigkeit auf ihn nieder. Einen Augenblick nur siegte der Wille noch: „Wecke mich morgen früh vor dem Frühleuten!" bat er, und der Kopf sank schlaftrunken zurück. Das

Bild der Fremden verschwamm ihm mit dem Gedanken an die Grethe daheim; — „um des Vaters Willen, Grethe, wecke mich!“ flüsterte er, ihren Hals umschlingend, und lag dann im tiefsten Schlaf.

Das Mädchen lächelte, faßte ihn aber mit festem Griff und trug ihn mit Hülfe der Dienerin in das nächste Gemach, wo sie ihn weich betete.

Am andern Morgen aber, als die Frühglocken riefen, war der Heini nicht zu erwecken. Die Natur forderte ihr Recht nach den langen Anstrengungen und nur wie aus wirrem Traum fuhr er von Zeit zu Zeit empor.

Sara saß an seinem Bett und pflegte ihn, kräftige Sachen ihm einflößend, bis das Bewußtsein zurückgekehrt.

„Thust um des Benjamins willen, der ihn geschickt, thust es um des blassen Christenknaben willen?“ frug der alte Jude kichernd — doch das Mädchen schüttelte den Kopf und horchte auf den Athem des schlafenden Knaben mit mütterlicher Besorgniß.

Erst am zweiten Tage erwachte er zu klarer Erkenntniß; die fremde Umgebung, das dunkle Mädchen, das Ziel seiner Reise — allmählich entsann er sich Alles. Drei Tage hatte er geruht; da hielt es ihn nicht länger auf dem Lager; ungestüm, trotz der Bitten seiner Pflegerin erhob er sich, klagte sich der Zeit an, die er verloren, und eilte sofort zur Domkirche hin.

Aber die Zeit des Gottesdienstes war vorüber, kein Priester zeigte sich mehr und vergeblich weilte er

in der Kirche Stunden lang, bis er traurig zurückschlich in das Haus in der Jüddengasse.

Das Mädchen las den Kummer in seinen Augen: „Bleib bei uns," sagte sie, „was der Mensch heute nicht erreicht, erreicht er morgen." Und er blieb in der Jüddengasse. Sara aber, um ihn zu zerstreuen, zeigte ihm die edlen Steine des Vaters, die goldenen und silbernen Geräthschaften; sein Fuß trat auf weiche Teppiche, die Dienerinnen trugen seltene feine Speisen auf, der alte Jude aber saß Stunde vor Stunde in seinem finstern Laden vorn heraus und wog und handelte mit den Goldsachen. „Ist das Reichthum?" frug der Knabe, „wovon der Benjamin geredet?"

„Das ist noch keiner," sagte der alte Jude, „das wird erst noch welcher. Wie ich Knabe war, wie Du, hab ich angefangen mit Nichts, schau, so weit hab ich's gebracht," und er wies ihm schwere Säckel voll Gold und Silbermünzen. „Auch Du kannst das werden, wenn Du thust, wie der Benjamin Dich lehren will."

„Aber was willst Du denn noch mehr haben, nun Du schon so viel hast, was bist Du noch immer in der finstern Stube?" frug der Knabe wieder.

„Es muß mehr werden, immer mehr, das wirst Du schon lernen," sagte der Alte wieder und verschloß seine Säckel; „sag Keinem, was Du gesehen beim Gold Israel."

Der Knabe schüttelte den Kopf; reich werden, das reizte ihn nicht, er wollte Anderes, ein hoher Name,

große Thaten, danach stand sein Sinn. Als er am andern Morgen wieder zur Stiftskirche wollte, hielt ihn Sara zurück.

„Ich habe Dich nicht gefragt, was Dich hierher getrieben, aber schau, errathen hab ich's, daß Du noch Jemanden Anderes sprechen willst, als Deinen Herrgott in Deinem Tempel. Willst Du Etwas erbitten von dem Abteiherrn drüben? Dann wandere hinauf in die Kirche, im Querschiff ist ein Pförtlein, da gehen die Klosterherren aus und ein. Hab einst da warten müssen in der Gasse, ein kirchlich Gefäß ihnen anzubieten, das sie retten wollten aus unsern ungläubigen Händen. Wenn Du aber Deine Angelegenheit vom Herzen hast, komm wieder, denn ich habe Dich lieb gewonnen, als seiest Du ein Bruder von mir."

Heini ging, sein Muth war sehr gesunken durch den Aufenthalt, aber er wiederholte sich, wie er es nicht müde werden wollte, müßte er auch noch so oft den Weg vergeblich thun. In der Kirche that er, wie Sara ihm gesagt. Er kniete nahe an der Pforte nieder und dann betete er, wie eben der Mensch betet, wenn er vom Herrgott Etwas haben will. Es ist traurig, aber wahr, daß kein anderes Gebet ihm so innig über die Lippen fließt. Aber Heini bat doch für das Glück Anderer, und das ist immer schon ein edel Gebet. Die ganze Begeisterung für den Zweck seiner Reise kehrte ihm dabei zurück und legte ihm Worte in deu Mund, daß er unwillkürlich dachte: „Ach, könntest

Du dem Herrn Abte es nachher nur so sagen, wie jetzt dem lieben Gott."

Während er indeß betete, trat einer der Stiftsherren ein. Sein Ordensgewand streifte den Knaben, der da an ungehöriger Stelle kniete, und er warf einen erstaunten Blick auf ihn. Auch der Knabe sah zu ihm auf und sah in ein mildes, wohlwollendes Gesicht. „Mit dem werde ich reden," dachte er sofort und behielt ihn fest im Auge, während der Geistliche an einem der Nebenaltäre das heilige Opfer darbrachte.

Sobald der Priester sich zurückzog, um die heiligen Gewänder abzulegen, folgte Heini ihm. Der Benedictiner bemerkte ihn, und vielleicht ein schüchtern Beichtkind wähnend, winkte er ihn näher herein.

„Was willst Du, mein Sohn?" sagte er gütig, als der Knabe stumm vor ihm stand. „Hast Du ein Anliegen? wünschest Du Etwas? die Almosen werden drüben an der Klosterpforte vertheilt.

Dunkle Röthe überflog Heini's Gesicht.

„Ich möchte den hochwürdigsten Abt des Stiftes sprechen," stieß er fast gezwungen heraus.

„Wen?" frug der Benedictiner erstaunt, der glaubte, nicht recht gehört zu haben.

„Den hochwürdigsten Abt," wiederholte der Knabe.

„Aber Kind," sagte der Pater lächelnd, „kannst Du Niemanden Geringerem Dein Anliegen vortragen? Weißt Du nicht, daß unser durchlauchtiger Abt ein hoher fürstlicher Herr ist, der viel Land und Leute regiert und nicht Zeit hat für jeden kleinen Buben?"

„Gerade weil er Alles hier zu befehlen hat, muß ich ihn sprechen," sagte der Knabe, seine Kopfbedeckung verlegen in den Händen windend.

„Da soll er wohl Etwas für Dich befehlen?" meinte der Benedictiner lächelnd. „Wer bist Du denn, mein kleiner Bursch, daß Du sogleich an die höchste Stelle willst; wie ist Dein Name?"

„Ich habe keinen Namen," war des Knaben leise Antwort.

„Keinen Namen?" frug der Geistliche betroffen. „Kind, wie soll ich das verstehen?"

„Ich bin ein gefunden Kind, und Keiner weiß, woher ich stamme; sie können die Zeichen nicht erkennen, die mein Kleid trug."

Noch andere Ordensgeistliche waren indeß in die Sacristei getreten, wo die Priester sich zum Gottesdienst ankleiden, und sammelten sich erstaunt um den Knaben.

„Das ist eine eigene Geschichte," wandte sich der Erste zu ihm, „erzähl sie uns doch, mein Sohn."

Mit richtigem Instinkt aber fühlte der Knabe heraus, daß eben in dieser seiner dunkeln Geschichte seine Hauptstütze liege: „Bringt mich zu Eurem Herrn Abt, da will ich es erzählen," sagte er.

„Sieh! Du schlauer, kleiner Gesell!" sagte der Erste wieder, „Du hältst ja fest Dein Ziel im Auge."

„Wenn er nicht ein schlauer, kleiner Betrüger ist," meinte ein alter Mönch mit mißtrauischer Miene.

Heftig wandte sich Heini zum Sprecher um: „Ich lüge nicht und will auch gar Nichts für mich; ich ziehe doch fort, um mir meine Eltern zu suchen; der Jude Benjamin auf der Landstraße hat mir gleich Alles geglaubt," setzte er fast vorwurfsvoll hinzu.

„Und Du meinst, wir dürften nicht schlimmer sein, als der Jude? Nun, ich will versuchen, ob unser durchlauchtiger Abt Dich sprechen will; aber kannst Du mir Niemand nennen, der Dich kennt, auf den Du Dich berufen kannst?"

„Doch, der Prior des Klosters bei Immenstadt kennt mich, und mein Pflegvater ist dieser Abtei meierpflichtig."

„So komm mit mir, jetzt weilt Seine fürstliche Gnaden noch in seinem Studierzimmer, und Du magst versuchen, Dein Gesuch anzubringen, Du geheimnißvoller kleiner Mann Du!"

Er nahm den Knaben mit und durchschritt mit ihm die weiten Gelasse des Stiftes, die den Knaben staunen machten, bis sie den Flügel erreichten, wo des Abtes Wohnung lag. In einem Vorzimmer hieß der Stiftsherr ihn warten, und mit Allem, was dem Knaben auf dem Herzen brannte, schienen ihm die Minuten eine Ewigkeit.

„Könnte ich nur es jetzt so sagen, wie vorher in der Kirche!" war immer wieder sein Gedanke. Doch schien es ihm, als seien ihm alle Worte entflogen und ein leises Zittern durchflog ihn, als sein Gönner wieder erschien und ihn jetzt einführte in das Gemach des

Abtes. Da stand er in dem hohen, ernsten Raum, vor dem fürstlichen Herrn, auf dessen weißem Ordenshabit das große bischöfliche Kreuz funkelte, das Zeichen seiner vereinten geistlichen wie weltlichen Würde, und er fühlte, wie die Augen musternd auf ihm ruhten.

„Sprich, mein Sohn," sagte der Abt, ein jüngerer Sohn eines fürstlichen Hauses, wie sie in jener Zeit meist zu den hohen kirchlichen Stellen, die mit Länderbesitz verknüpft waren, gewählt wurden. „Pater Urbanus sagt mir, Du habest Dich nur mir anvertrauen wollen, was ist Dein Begehr?"

„Ich bin Heinrich Findelkind," stieß der Knabe plötzlich heraus, „und mein Pflegevater ist der Meier von Kempten, der die Meierei hält von diesem hohen Stift," damit schien ihm die Zunge wie gelöst; nun erzählte er die Geschichte des Meiers von dem Tage, wo er von seinem Freunde gerufen, für ihn Bürgschaft zu leisten, bis zu jenem, wo das Unglück hereingebrochen und er den Freund, der ihn verdorben, noch zu Grabe geleitet. Immer beredter ward der Knabe und hindurch schlang sich wie ein rother Faden seine eigene Geschichte: wie der Meier ihn gefunden, ihn gehalten wie sein eigen Kind, und ihn selbst nicht hat lassen wollen, wo er in Armuth gerathen. Thränen überströmten dabei sein Gesicht und er sank in die Kniee nieder: „Herr Abt, Herr Abt!" rief er, „da hab ich gedacht, nur Ihr könntet helfen, Euch ist der Vater ja pflichtig und Ihr könnt ihm gewiß Gnade erzeigen;

helfet ihm, wie er ja Andern geholfen hat; Ihr wißt gewiß, wie."

Der Abt sah gerührt auf den Knaben nieder: „Das ist eine Geschichte seltener Freundes- und Nächstenliebe," sagte er; „Dein Vater muß ein trefflicher Mann sein; steh auf, mein Sohn; wenn Alles sich so verhält, wie Du gesagt, woran ich nicht zweifeln will, soll er uns nicht hartherzig finden. Pater Urbanus soll die Sache in unserer Stiftskanzlei gründlich erforschen und ich werde Sorge tragen, daß ihm geschieht, was geschehen kann."

„Die Meier von Kempten waren allzeit ordentliche Leute," sagte der Pater Urbanus, „und nie lässig in ihren Verpflichtungen; sie sind mir noch wohlbekannt durch jenen Streit mit der Reichsstadt, des Erschlagenen wegen."

„Das muß noch bei meinem Vorgänger gewesen sein," sagte der Abt; es bestätigt sich also die Erzählung des Knaben; Dein Pflegevater hat Dich also hergeschickt, unsere Herzen zu erweichen?"

„O nein, fürstliche Gnaden," rief der Knabe erröthend, „denkt das nicht; mein Pflegevater ahnt Nichts davon; er wollte selbst hierher, um sein Unglück anzuzeigen. Ich verließ das Haus heimlich, da seine Kinder ja auch ihr Brod suchen sollten."

„Und da kam Dir der Gedanke, hierher zu gehen und uns zu bitten?" frug der Prior wieder.

Der Knabe nickte; „und Du hast ihn ganz allein aus Dir selbst ausgeführt?" — Der Knabe nickte noch

einmal; „Deine Dankbarkeit und Liebe gefällt uns," sagte der Prior freundlich. „Du bist ein muthiger Bursch; gar Mancher hat einen guten Gedanken, scheut aber an der Ausführung."

„Der Todte hat ja gesagt: ich müßte es ihm vergelten," sagte der Knabe einfach.

„Mit Erlaubniß, fürstliche Gnaden," wandte der Pater Urbanus jetzt ein, „der Knabe erwähnte, daß man ihn vornehmer Geburt halte, wollen Fürstliche Gnaden nicht fragen: warum?"

„Nun," meinte der Abt, „in etwa steht es ihm auf der Stirn geschrieben; doch sag an, mein Sohn, was brachte Euch zu dem Glauben?"

Dunkles Roth färbte des Knaben Gesicht, er sagte mit innerer Erregung: „Das Röcklein, was ich trug, zeigt ein adelig Schild; es ist das Einzige, was ich mitnahm aus des Meiers Haus — darf ich es zeigen?"

„Gewiß, mein Kind," meinte der Abt, angeregt durch das Geheimnißvolle der Sache, und der Knabe holte aus den Tiefen seines Wamses das kleine Bündlein hervor, es nicht ohne Stolz ausbreitend.

„Das ist unverkennbar ein adelig Schild," sagte der Abt, nachdem er es einige Augenblicke mit Aufmerksamkeit betrachtet; „aber," sagte er, es kopfschüttelnd niederlegend, „leider sind weder Farben noch Schilderei zu erkennen."

Auch Pater Urbanus pflichtete ihm bei, noch einmal genau zuschauend.

„Du wirst schwerlich danach Deine Eltern auffinden können, mein Sohn!“ wandte sich der Abt wieder an den Knaben, fügte aber, als er das tief enttäuschte Gesicht des Kleinen sah, tröstend hinzu: „Unmöglich ist es immerhin nicht; oft fügt sich so Etwas wunderbar; Du hast Geduld und Ausdauer, damit erreicht man viel.“ Des Knaben Kopf senkte sich tiefer, er hatte so fest darauf gerechnet, daß diese gelehrten Männer Etwas entziffern würden.

„Hohe Geburt, ein adeliger Name ist freilich schön,“ fuhr der Abt freundlich fort, „aber, mein Sohn, laß Dein Herz nicht allzusehr danach stehen; in der Welt ist es eben nicht Alles und vor dem Herrn gar Nichts. Laß Deine Seele adelig werden, wie die Deines Pflegevaters; in langer Ahnenreihe möchtest Du einen solchen Mann nicht wiederfinden. — Wirst Du jetzt zu ihm zurückkehren, mein Sohn? oder was denkst Du zu thun?“

Der Knabe schüttelte den Kopf: „Ich will über die Berge, wo ich gefunden bin,“ sagte er, „ich will sehen, ob ich meine Eltern noch auffinde.“

„Du bist noch gar jung für solch ein Wanderleben,“ wandte der Abt ein: „Bleibe hier bei uns mein Sohn; täuscht mich nicht Alles, so gab mir Gott einen hellen Blick und einen klaren Kopf. Laß die Gedanken fahren, die Du von Deiner Abstammung hast; wir wollen Dich hier ausbilden lassen und dafür sorgen, daß etwas Tüchtiges aus Dir werde.“

Der Knabe schrack zusammen; war es das, was

ihm beängstigend vorgeschwebt, als er sich entschloß, hierher zu gehen? — Noch einmal warf er sich vor dem Abt nieder: „O, verzeiht, edler Herr, aber ich kann es nicht! seitdem ich weiß, daß ich nicht des Meiers Sohn bin, zieht es mich unwiderstehlich nach den Bergen hin. Laßt mich hin, laßt mich hin; ich meine, da müßte ich es finden, und jeder Tag Verzug erschwert es ja; wäre es nur vor zehn Jahren geschehen, da wäre es gewiß noch möglich gewesen."

„Es ist ein Hirngespinnst, mein Sohn," wandte Pater Urbanus ein.

„Nein, haltet mich nicht auf," bat der Knabe wieder; ich fürchte, ich bin doch nicht klug und werde nicht viel lernen; mein Sinn steht nicht danach und der Arlberg ist vor mir bei Tag und Nacht."

„So zieh mit Gott," sagte der Abt, „und er laß Dich finden, was Dir zum Heil; in solchem Herzensdrang mag auch eine Berechtigung liegen und täuscht Du Dich, so kehre zu uns zurück, unsere Thür sollst Du stets offen finden. Deinem Pflegevater aber soll geholfen werden, wir werden des edlen Mannes nicht vergessen. Darauf hast Du mein fürstliches Wort. Aber wo weilst Du hier in der Dir unbekannten Stadt?"

Heini erzählte seinen Aufenthalt beim Gold Israel und wie er dazu gekommen.

Der Abt lächelte. „Es scheint wirklich, der Himmel nimmt Deine Pläne in besondere Obhut," sagte er, „ich bin begierig, einst zu sehen, wenn wir es erleben, was er mit Dir vorhat; denke unserer stets als

Deiner Gönner; sieh, Dein erstes Beginnen ist Dir gelungen, so mag es auch dem zweiten geschehen."

Der Knabe küßte dankbar die Hand des hohen Herrn und Pater Urbanus geleitete ihn zurück.

Pater Urbanus aber war unzufrieden mit ihm, daß er das Anerbieten des Abtes ausgeschlagen. Er führte ihn durch die schönen Räume des Stiftes, durch die großen Höfe und Säle. Er führte ihn in das Zimmer, wo in dicken Folianten die Wissenschaft aufbewahrt schien. „An dem Allen könntest Du Theil nehmen," sagte er, es dem Knaben noch einmal zeigend, „und die Wissenschaft ist ein köstlich Gut, die auch groß macht vor den Menschen wie vor dem Herrn."

„Aber ich will kein Gelehrter werden," sagte der Knabe, wie er gesagt hatte: „ich will ja nicht reich werden," und schied von dem Pater, wie er von dem Juden Benjamin geschieden.

Ritter Jacklein.

Drei Tage später stand Heini wieder auf der Landstraße. So lange hatte er noch geruht in dem Hause des Gold Israel und Sara hatte ihn noch länger halten wollen, aber es trieb ihn fort zum Arlberg hin, da er glaubte, dort den Schlüssel seines Lebens zu finden.

Sein leichtes Ränzlein hatte sie ihm gefüllt mit Erquickungen aller Art. Ein Ringlein hatte sie ihm an den Finger gesteckt zum Angedenken an die Jüdengasse: „der edle Stein darauf bringt Glück, meinen unsere Weisen," sagte sie, „wenn Du einmal ein stolzer Ritter geworden, gib es Der, die Dein Glück dann ist; komm dann aber wieder zu uns, daß wir Dich sehen in Deinem Glanz, wenn Du nicht zu hochmüthig geworden bist."

Heini hatte geschworen: das könnte nimmer geschehen; der alte Jude aber hatte ihm gesagt, als er

von seinen Plänen gehört: „Saul zog aus, seines Vaters Esel zu suchen, und fand eine Krone; so mag es Dir geschehen; gar gering schlag ich an, was Du willst, aber wer weiß, was Du erreichst.“

Und Heini dachte in sich: „Auf meiner Stirn steht es geschrieben, in meinen Augen sei es zu lesen, sagen die Leute, gewiß, ich werde erreichen, was ich will,“ und sein junger Muth stieg hoch.

Als er den zweiten Tag gewandert war, begegnete er zwei Priestern, die desselben Weges mit ihm zogen. Dem Knaben war einsam geworden auf dem Weg, so hielt er sich in der Nähe der Beiden. Und wie sie dahingingen, sprachen sie unter einander davon, daß sie über die Berge wollten, wie weit und beschwerlich der Weg sei und welch' schlimmen Paß sie zu überwinden hätten, da sie herüber müßten über den Arlberg.

Als des Knaben Ohr der Name traf, ward er nachdenklich; wenn die auch dort hinzogen des gleichen Weges, that er nicht besser, sich ihnen anzuschließen, daß er nicht irre gehe und nicht zu betteln brauche auf der langen Fahrt? Aber er hatte nicht den Muth, sie anzureden. Da klagte der Eine über einen heftigen Durst und sah sich vergeblich um nach einer Quelle auf dem weiten, nackten Feld. Heini aber entsann sich des Labetrunkes, mit dem Sara seine Flasche gefüllt, trat heran und bot sie dem Durstenden an.

Der Priester weigerte sich erst, den Knaben zu berauben; auf seine Bitte nahm er jedoch davon, und

als er ihm gedankt, frug er ihn, wohin er wandere, da er sie schon eine Strecke weit geleite.

Heini aber, der seine ganze Geschichte nicht erzählen wollte, sagte, wie er hinüber müßte, um Verwandte dort zu suchen, da sein Pflegevater ihn nicht länger habe ernähren können hier im Land; wenn sie Nichts dagegen hätten, da er eben gehört, daß sie desselben Weges zögen, möchte er sich ihnen anschließen und ihnen dienen unterwegs.

Den Priestern kam es sehr erwünscht, solch kleinen Gesellen zu finden; sie nahmen sein Anerbieten freudig auf und so zog er mit ihnen von Stund an. Sie sagten ihm, daß sie weiter wollten als der Vorarlberg, daß sie hinwollten nach dem schönen Süden, nach Rom, der Hauptstadt der Christenheit, um die Apostelgräber dort zu grüßen; und der Aeltere, der schon dort gewesen, erzählte gar viel und schön davon, daß dem Knaben das Herz ganz sehnsüchtig wurde danach.

„So Du Dich gut hältst und nichts Besseres hast, kannst Du mit uns gehen und Deine junge Augen an all dem Schönen weiden," fügten sie hinzu, denn sie fanden großes Gefallen an ihm.

Da hob in des Knaben Brust ein Kampf an, was er zu thun gedenke, wenn er den Arlberg erreicht.

Nach einigen Tagen waren sie am Fuße desselben angelangt. Ja, da lag die kleine Herberge, von der der Pathe ihm erzählt, und er hörte, daß die Leute noch dieselben seien, die vor zwölf Jahren sie inne

gehabt. Da erinnerte er die Frau an das Ereigniß jenes Tages und gab sich ihr als den kleinen Findling zu erkennen. Sie wollte ihm kaum glauben; er wies ihr aber das Röcklein von damas und sie brach dabei in stürmische Freude aus. Er mußte ihr dann berichten, wie es ihm ergangen all' die Jahre und sie konnte nicht genug die Großmuth und Barmherzigkeit des Meiers preisen, dem es gut gehen müsse allezeit, wenn Gottes Gerechtigkeit walte.

Heini frug, ob denn niemals in der langen Zeit nach dem gefundenen Kinde geforscht, Keiner sich nach dem Todten erkundigt, ob keine Kunde von einem verlorenen Knaben in die Gegend gedrungen? Die Frau schüttelte den Kopf zu Allem. „Danke Gott, daß Du gute Pflegeeltern fandest," sagte sie.

Er hörte Nichts von ihr, was er nicht schon gewußt hätte; das Grab des Alten ließ er sich zeigen. Das Kreuzel stand noch mit dem Täflein daran, worauf zu lesen, daß bei dem Todten ein lebend Knäblein gefunden, das der Meier von Kempten an Kindesstatt annahm; Ort und Datum wohl vermerkt dabei.

Still stand er auf dem Hügel, der den Einzigen barg, der Auskunft hätte geben können über seine Abstammung; der Einzige, der ihm vielleicht durch Bande des Blutes oder der Treue verbunden gewesen und er preßte die Lippen auf das Gras, das den Hügel deckte.

„Glaub nimmer, daß es Dein Vater war," meinte die Wirthin, die die Bewegung sah. „War

gar zu alt für solch jung Kindlein und sein Rock rauh und schlecht gegen die feinen Sachen, die Du trugst; mag wohl nur ein Dienstmann gewesen sein, der Dich hinüberbringen sollte. Ja, der Berg hier hat manch einem das Leben gekostet. Doch tröste Dich, es kann noch immer an den Tag kommen, welchen Eltern Du angehörst, wenn Du achtsam danach ausschaust. Weit war der Mann ja sicher nicht her und Dein Gesichtel mags mal verrathen, woher Du stammst."

Die Worte der Wirthin belebten des Knaben Muth wieder; er wollte schon achtsam ausschauen.

Am andern Morgen trat er mit seinen Begleitern den Weg über den Paß an, sie wunderten sich, daß der sonst so gesprächige Knabe so still heute sei. Aber er hatte viel zu denken; des Tages, wo er hier gefunden, der Hand, die ihn hier aufgehoben, des Traumes, den er über diesen Berg gehabt. Ja, so öde, so schaurig war der Weg gewesen, den er da gesehen; ihm grauste ordentlich vor dieser seiner kalten Wiege. Fast wähnte er, da oben müsse ihm ganz Absonderliches zustoßen, aber es war nichts als Oede da, und ohne Erlebniß gelangten sie hinüber; denn es war die beste Jahreszeit gerade.

Trotzdem dankten sie alle dem Herrn, als es überstanden und sie das Thal glücklich erreicht hatten.

Von dort war nicht weit mehr zum Ritter Jacklein obern Rhein, den die Priester zu besuchen dachten, da er ihnen ein Freund früherer Zeit. Auch der Knabe begleitete sie dorthin, denn er war noch nicht

entschlossen, was er thun solle, ob mit den Priestern weiter ziehen oder in Vorarlberg verweilen.

Es war ein gar stattlich fest Schlößlein, das der Ritter bewohnte, anmuthig an der Bergwand gelegen. Durch das nägelbeschlagene Pförtchen traten sie in die geräumige Vorhalle und dann in die Halle selbst, wo mächtige Tische und Bänke standen und viele gemalte Ritter und Frauen von den Wänden niedersahen. Auch Fahnen und Waffen seltsamer, fremdartiger Formen hingen dort; denn die Vorfahren des Ritters, wie auch er selbst, hatten oft das heilige Kreuz genommen und sich im fernen Lande großen Ruhm erworben.

Dem Knaben gefiel das sehr und er dachte, ob es denn wohl auch so ausgeschaut habe in seines Vaters Haus.

Freundlich hieß der Ritter seine Gäste willkommen; Heini bangte fast vor seiner hohen Gestalt, der mächtigen Stimme und den hellen grauen Augen, die so ernst und streng drein schauten.

Er mußte aber mit Platz nehmen an des Ritters gastlicher Tafel. Mancher kräftige Trunk ward eingeschenkt und löste allmählich die Zungen. Die Priester wußten mancherlei drüben aus dem Reich und dann erzählte auch der Ritter von seinen Fahrten und Abenteuern, von den Kriegszügen im heiligen Land, von denen er vor noch nicht langer Zeit heimgekehrt. Des Knaben Herz aber pochte und seine Augen blitzten dabei. Ja, so hatten auch wohl seine Vorväter gekämpft

gestritten und gelebt; so Großes müsse auch er wohl ausführen, das gefiel ihm besser als Gold Israels Erwerb und Pater Urbanus Gelehrtheit. Er bog sich weit über, jedes Wort zu erlauschen; da traf ihn des Ritters Auge, das scharf und durchdringend auf ihm ruhte, so daß er das seine beschämt niederschlug.

Der Ritter aber hieß ihn, nun sich zur Ruh zu begeben nach der weiten Fahrt. Als er aber hinaus war, frug er die Priester, wer der Knabe sei und wie sie zu ihm gekommen.

Und die Priester erzählten, daß sie ihn auf dem Felde gefunden, daß er mit ihnen gewandert und willig und anständig sie bedient habe. Wessen Standes und Namen er sei, wüßten sie nicht, da er gar verschwiegen darüber.

Der Ritter Jacklein schwieg; des andern Tages aber rief er den Knaben zu sich und hieß ihn, ihm seine Geschichte zu erzählen. Heini konnte den ernsten Blicken nicht widerstehen, die trotz ihrer Strenge sein Zutrauen erweckten und sagte Alles über seinen Lebenslauf, was er wußte.

Da wurden des Ritters Blicke mild und weich; leicht strich er mit seiner rauhen Hand über des Knaben Locken und auf dem alten Röcklein ruhte so lange sein Blick, daß Heini fast dachte, es würde, wie in seinem Traum sein, daß er ihn „Sohn“ nenne; aber nachdem der Ritter einige Zeit nachdenkend vor sich hingeschaut, ward sein Antlitz wieder ernst und streng wie früher.

„Und was ist Deine Absicht, nun zu thun," frug der Ritter, „nun Du den Arlberg erreicht hast?"

Der Knabe schwieg, denn er wußte es selbst noch nicht.

„Das Umherlungern auf Reisen taugt nicht für so junge Knaben," fuhr der Ritter fort, „nur Arbeit macht zum Mann. So Du in der Nähe des Arlberges und hier im Lande weilen willst, magst Du es hier bei mir thun. Es fehlt mir ein Bub zum Hüten des Viehes, dazu reichen Deine Kräfte aus. Bist Du Willens, es anzunehmen, will ich Dich dingen; willst Du mit den Priestern weiter ziehen, thu, was Dir gut dünkt," damit wandte der Ritter sich ab.

In Heini's Brust aber erhob sich ein schwerer Kampf. Das Wanderleben hatte ihm gefallen und nun bloß ein Hirtenbub zu werden nach all den stolzen Träumen, die er gehegt! Warum war er denn nicht lieber im Stift geblieben? Aber freilich, hier war er an Ort und Stelle, wo er ja auskundschaften wollte, dazu gehörte Zeit, Ausdauer und Geduld; war die Hoffnung auch noch so gering.

Wollte er den Fleck gleich wieder verlassen, nach welchem er sich so gesehnt? Schlaflos lag er die Nacht auf seinem Lager und konnte keinen festen Entschluß fassen. Wie ein Alp schien es ihn zu bedrücken, daß er kaum noch zu athmen vermochte. Da sprang er auf, an das kleine Thurmfenster seines Schlafgemaches eilend, um einen Zug frischer Luft zu thun. Wie er hinausschaute, hob sich vor ihm in der Ferne

der Arlberg, in Vollmondslicht glänzend, empor. Es war ihm, ob er ihm winke, ihm sage, daß er seine Heimath sei, daß er ganz allein das Geheimniß seines Lebens kenne.

Und in des Knaben Seele ward es ruhiger. Nein, er wollte ihn nicht lassen, er wollte hier ausharren. Nicht umsonst war gewiß der Zug des Herzens gewesen, daß er seine alte Heimath und soviel er darum gelassen, gerade um hierher zu gelangen. War es auch nur Geringes, was ihm geboten wurde, unwillkürlich fiel ihm das Abschiedswort des alten Israel ein: „Saul zog aus, seines Vaters Esel zu suchen und fand eine Krone." Wer wußte, was ihm auch als Hirtenbub noch da vorbehalten blieb.

Als am andern Morgen der Ritter an ihn heran trat und ihn fragend anschaute, legte er seine Hand in die seine und sagte ihm, daß, so er noch desselben Willens sei, er sein Anerbieten annehme. — Ueber des Ritters Züge flog ein heller Glanz, als habe er recht gerechnet und fast zärtlich sah er auf den Knaben nieder; dann aber sprach er kein Wort weiter und dingte ihn gleich seinen Knechten mit zwei Gold-Gulden für das erste Jahr.

Die Priester aber, die es hörten, hießen den Entbeider gut und meinten zu Heini: „so Dir lieb ist, ist uns recht," gaben ihm ihren Segen und zogen dem Süden zu.

Heini aber ward so ein Viehknecht in der Nähe des Arlberg beim Ritter Jacklein obern Rhein.

Und die Tage vergingen, wo Heini seines demüthigen Amtes waltete. Er trieb die Heerde hinaus auf die Alpentriften und brachte Tage und Wochen dort zu. Die frische Luft stärkte seine Glieder und die steilen Pfade stählten seine Kräfte. Während er einsam bei der Heerde saß, übte er wohl auf dem Boden wie auf Steinen die Schriftzüge, die er in der Klosterschule gelernt, oder las auch in einem Büchlein, das die Priester ihm geschenkt auf seiner Wanderung mit ihnen. Oft saß er auch nur träumend da; er dachte der Jahre in des Meiers Haus, der Liebe und Pflege, die er dort genossen und sein Herz ging dann wohl über vor Sehnsucht nach ihnen; dann dünkte es ihm doppelt einsam hier unter all den Fremden, wo Keiner sich um ihn zu kümmern schien. Der Ritter sprach nur selten mit ihm und nie mehr ein Wort über seine Geschichte; er behandelte ihn gütig, doch seinen Mitknechten gleich. Mit diesen verkehrte Heini nicht viel. Sie sahen den fremden hergelaufenen Bub, der ohnedem ein Träumer schien, mit mißtrauischen Blicken an und wenn sie ihm auch Nichts anhaben konnten, da er treu und fleißig war, ließen sie ihn auch ganz gehen. Nachdem sie einige Mal offen und versteckt über seine geheimnißvolle Abkunft gespottet, mochte der Heini auch weiter keine Gemeinschaft mehr mit ihnen pflegen.

Eins aber stand in ihm fest: zurückkehren zum Meierhof wollte er nur, wenn er wirklich Etwas erreicht. Nie verließ ihn der Gedanke und achtsam

horchte und forschte er nach Allem, was nur darauf Bezug haben konnte.

Dabei spielte der Arlberg denn immer eine Rolle, aber was er von dort hörte, war gar Trauriges, denn immer waren es Nachrichten von Unglücksfällen, die sich daselbst zugetragen.

Bald hatte man einen wandernden Handelsmann dort oben im Schnee gefunden, bald war ein Reisender in den Schluchten elendiglich umgekommen, bald ein Anderer den Mühen des Weges erlegen und hatte oben auf der Höhe des Passes sein Leben aus Mangel an Hülfe beschließen müssen.

Die Leute dortiger Gegend schienen gewohnt an diese Trauerfälle; kaum, daß sie noch ein Wort darüber verloren; des Knaben Seele aber erfüllten sie mit Grauen; immer mußte er wieder denken, wie der letzte der Seinen solchem Schicksal erlegen, wie furchtbar der Berg in sein Leben eingegriffen und er nur durch des Meiers Hülfe dort errettet. Ja, er hatte Hülfe dort gefunden, und keinem der Folgenden war je wieder eine solche zu Theil geworden; denn immer waren es nur Todte, die man herab brachte und wie viele mochten ungeahnt noch droben verwittern.

Da geschah es eines Tages, als der Winter hereingebrochen und er mit seiner Heerde von der Weide zurückgekehrt, daß der Ritter ihm hieß, ihn des Sonntags zur Kirche zu begleiten und ihm sein Schwert nachzutragen. Das war eine hohe Ehre damaliger Zeit, ein Amt, das in vielen edlen Häusern

die Knaben adligen Ranges übten, die dort dienten als Knappen, um das Ritterhandwerk zu lernen. Das Gesinde des Ritters murrte auch darüber, daß dem Hirtenbub solche Ehre zu Theil werde, der Heini aber erglühte vor Freude und Stolz.

So geleitete er denn den Ritter zur Kirche hin. Als sie ankamen in dem Kirchdorfe unterhalb des Arlberges, hatte sich eben wieder viel Volk versammelt, um zwei Unglückliche zu schauen, die man vom Berg herabgetragen, grauenhaft zugerichtet von den hungrigen Geiern, die immer, auf Beute lauernd, die Höhe umkreisten und gar oft die noch Halblebenden anfielen.

So oft der Heini auch in der Zeit von Unglücksfällen gehört, gesehen hatte er bislang noch keinen der Verunglückten und eiskalter Schauer überrieselte ihn, als er die zerfetzten, zerrissenen Antlitze sah. Gestalt und Kleidung nach waren es kräftige Lanzknechte, die gewiß manchem Sturm schon die Stirn geboten, aber den Schrecken dieses Weges erlegen waren. Er konnte seine Blicke und Gedanken nicht davon abwenden; all seine Freude und sein Stolz über sein neues Amt schwand darüber dahin.

„Gäbe es denn kein Mittel, solch grauenhaftes Unglück abzuwenden?" frug er gepreßt den Ritter auf dem Heimweg, als derselbe noch einmal von den Verunglückten an zu reden fing.

„So Du nicht wie der heilige Christophorus die Leute über den Berg tragen wolltest," sagte der Ritter

lächelnd, „wüßte ich keins. Mußt Dich daran gewöhnen; es geht halt so im Bergland."

Aber der Knabe gewöhnte sich nicht daran. Das Schauspiel erneuerte sich oft genug, denn in dem langen Winter in den Bergen waren der Verunglückten Viele. Den Heini zog es mit unwiderstehlicher Gewalt hin, sie jedesmal anzuschauen, und als er im Frühjahr auf die Alp zurückkehrte, da träumte er kaum noch von seinen hochfliegenden Plänen, von seinen stolzen Hoffnungen, sondern die bleichen Falten starrer Gestalten standen vor seinen Augen und sein thatkräftiger Sinn wollte es nicht einsehen, daß es dawider keine Hülfe geben könne. Einige Schritte mehr auf den rechten Pfad, einiger Schutz droben auf dem Joch, dann wäre manch einer von ihnen gerettet gewesen. Der Ritter erzählte in den langen Winterabenden von so vielen Gefahren, vielen Abenteuern, die zur Rettung und Hülfe der Menschen überstanden wurde, sollte es nicht möglich sein, auch hiergegen anzukämpfen? Sein junges Hirn ließ von dem Gedanken nicht ab und ersann in der Einsamkeit tausend Pläne, aber was war er? Ein Knabe, ein schwacher Knabe, und noch lange kein Christophorus!

Der Sommer ging vorüber; der Winter kam wieder mit seinen Kirchgängen und auch wieder mit seinen Unglücksbotschaften. Der Ritter war dem Buben noch freundlicher gesinnt, wenn er es auch nie in Worten aussprach; nicht allein, daß er ihm Schwert und Waffen nachtragen mußte; er hatte erfahren, daß

er des Lesens und Schreibens kundig sei, da mußte er manchen Abend ihm vorlesen aus der alten Hauschronik, aus dem Legendenbuch oder ihm erzählen von seiner Kindheit.

In diesem einförmigen Leben aber schwindet die Zeit ohne Marksteine, wie Wasser, das einem durch die Finger gleitet. Aus den Sommern und Wintern wurden Jahre. Heini war der zarte Knabe nicht mehr; hoch und schlank aufgewachsen, trug er das jugendliche Haupt fest und stolz auf den Schultern; der erste Flaum sproßte um die Lippe und die Lodenjacke umschloß schlanke, stramme Glieder. Manches Auge blickte nach dem schmucken Burschen: aber er blickte nicht zurück, denn noch tieferer Ernst, als ihn der Knabe gezeigt, saß auf des Jünglings Stirn — das Ergebniß vielleicht der vielen Stunden inmitten der ernsten Natur; sein Auge schien noch immer grübelnd das Räthsel des Lebens zu suchen.

Was war aus seinen Träumen und Plänen geworden? ging er ihnen noch nach? Ein Viehknecht war er auch jetzt noch nach zehn Jahren. Aber in seinem Herzen schlummerten andere Gedanken. Es gab für jetzt etwas Anderes, wofür es zu leben werth wäre, als einen Namen zu suchen. Ein Pilger war einst eingekehrt in das gastliche Schlößlein, als Heini wieder einmal bei dem Ritter weilte. Er hatte erzählt von seinen Reisen und daß er gewandert sei über einen Paß, höher und schrecklicher als der des Arlbergers, den man den Sankt Bernard nenne; dort

habe er Mönche gefunden, die ein Haus dort gegründet hatten, allen Reisenden zu Nutz und Frommen. Die Müden könnten dort übernachten, die Verirrten würden zurecht gewiesen und die Verunglückten fänden Pflege und Hülfe. Kaiser und Könige hätten das Kloster reich ausgestattet um des vielen Unglücks willen, das dadurch vermieden.

Seitdem Heini dies vernommen, verließ ihn der Gedanke nicht: das wäre die Hülfe, die auf dem Arlberg noth thäte. Es bedrückte ihn so, daß er es einmal auszusprechen wagte vor dem Ritter Jacklein. Der aber zuckte die Achseln und meinte, an so schier Unmögliches sei nicht der Mühe werth zu denken; er solle an Anderes denken, als an die Verunglückten des Arlberges, was der Herr wohl so angeordnet hätte.

Und doch stand Heini in großer Gunst bei dem Ritter; je schmucker er sich entwickelte, desto wohlgefälliger ruhte sein Blick auf ihm. Ritter Jacklein war ein einsamer Mann ohne Erben und Verwandtschaft; die Leute erzählten sich, wie er einst heimgekommen und sein Haus verödet gefunden habe; denn einst hatte er ein Weib und Söhne sein genannt. Erinnerte er sich dessen, wenn er den schlanken Jüngling vor sich sah, daß seine Stirne dann weniger gefurcht, sein Auge heller, seine Stimme milder wurde? Aber in seinem Benehmen änderte er nichts.

So kam die Christfeier eines Jahres heran und Heini wanderte allein dem Kirchdorf zu; denn der

Ritter war daheim geblieben des Wintersturmes wegen da das Alter anfing, sich ihm fühlbar zu machen.

Als Heini aber in das Dorf kam, hörte er lautes Jammern und Klagen und er sah, wie das Volk sich auf dem Kirchhof zusammendrängte. Da hatten sie wieder einen Unglücklichen hingetragen, den einzigen Sohn einer Wittwe des Dorfes, der zur Christfeier hatte heimkehren wollen, im Schneegestöber wohl den rechten Weg verfehlt hatte und elendiglich in einer Schlucht verkommen war. Die Vögel waren in entsetzlicher Weise über ihn hergefallen, hatten die Kehle ihm fortgerissen und im Antlitz fand die Mutter kein Flecklein mehr, wo sie ihre Lippen hätte hinpressen können zum letzten Kuß. Entsetzt wich Heini vor dem schrecklichen Anblick zurück. Das Weib aber schrie in wilder Verzweiflung zum Himmel auf und hob die Hand gegen den Berg, die grause Stätte so vielen Unglücks, als wolle sie ihm fluchen.

Da faßte Heini's Hand die ihre; es war plötzlich wie Licht geworden in seinem Innern; was lange stumm und unklar da gelegen, gewann Leben und Gestalt; wie damals als Kind sagte ihm ein Augenblick, was er sollte und wollte. Er richtete sich hoch auf, Begeisterung flammte aus seinen Blicken und strömte über in seine Worte: „Flucht nicht, Frau," rief er, „flucht nicht, sondern betet; betet, daß der Herr aus Eurem Unglück Heil erwachsen lasse für Viele. Leute! Seht das entsetzliche Elend, was nun schon so oft dieser Unglücksweg herbeigeführt, aber laßt uns nicht

länger es ansehen in stummer Ruh, sondern laßt uns Hülfe schaffen, daß dieser Unglückliche der Letzte sei, der hier verdirbt."

Der wuchtige Klang seiner Stimme hatte noch mehr Menschen herbeigerufen; sie drängten heran und schauten ihn an, als fürchteten sie, er sei wirr im Kopf.

„Ja, es kann Hülfe geschafft werden," fuhr er im entschlossenen Tone fort, „wenn Euer guter Wille daran Theil nimmt. Was thut denn Noth, um das Unglück zu verhüten? Dort oben auf dem Joch ein schützendes Dach, wo die Wanderer Unterkunft finden können, wenn Wetter und Wind sie überrascht; da oben auf der Höhe ein kundiger Führer, der sie leitet durch die Schrecken, wenn sie an dem Pfade irre werden. Leute! Helft Hand anlegen, das zu gründen und mit Gottes Beistand wird es uns gelingen."

Den Zuhörern schien das so neu und unerklärlich, daß sie stumm zu ihm aufsahen. Einige zuckten die Achseln, einige schüttelten die Köpfe, nur wenige nickten Beifall.

Ein älterer Mann aber rief: „Ihr habt gut reden junger Freund, wer soll denn das thun? Es ist ein gefährlich Ding; da oben auf der Höh' und gegen Wetter und Wind läßt sich schwer fechten."

„Nein, es ist nicht so schwer," sagte Heini fest, „hört mich nur an. Aus den Steinen droben läßt sich ein Häuslein erbauen, was für das erste genügen mag, wenn wir Alle mit Hand anlegen; abwechselnd

kann dann einer dort oben weilen, um die Wanderer aufzusuchen und zurechtzuweisen, wenn Ihr ihn indeß mit Lebensmitteln unterstützt."

„So," rief der Mann, „hat nicht Jeder von uns hier schon genug zu thun an seiner Arbeit, daß wir uns auch noch solche aufladen sollen! Nagen wir nicht so immer am Hungerknochen, daß wir auch unsere bischen Lebensmittel da hinauf schleppen sollen für wildfremde Menschen! Geht mit Euren tollen Gedanken."

„Um Christi willen," rief Heini, „weist das Werk der Barmherzigkeit nicht von Euch; seht, ich selbst will gern der Erste sein, der dort droben des Amtes waltet, nur helfet mir in etwa dabei; rührt Euch denn all' dies Elend nicht?"

„Was Elend," sagte der Alte wieder, „wie der Herr einem das Ende schickt, muß man es nehmen: dem Einen so, dem Andern so — das ist einmal so hier in den Bergen."

„Der ist auch nicht von hier," rief eine Stimme, „er ist drüben aus dem Kemptischen, wo die Leute Geld haben wie Heu."

„Es ist der fremde Knecht vom Jakl obern Rhein," rief wieder ein Anderer.

„Ja, es ist unser Viehknecht," bestätigte einer seiner Mitknechte, die ihm wegen des Ritters Gunst nicht besonders gewogen waren; „er ist ein Grübler und Träumer; hat auch gut sagen: Gebt! denn er

selbst hat Nichts; ist ein arm hergelaufen Findelkind, aus Barmherzigkeit aufgenommen worden."

„Ja, ich bin ein Findelkind," sagte Heini, „ein Kind, gefunden hier auf Eurem Arlberg, gerettet durch die Barmherzigkeit eines edlen Mannes und darum will ich nun auch Andere retten."

„Na, seht Ihr wohl," gab der erste eifrige Sprecher zurück; „Ihr seid ja also auch gerettet ohne uns; wen Gott nicht verderben lassen will, dem schickt er schon Hülfe. Kommt, Leute, laßt Euch den Kopf nicht warm machen durch solchen Grünschnabel; bei all den neuen Gedanken kommt nichts Gutes heraus, das sage ich; ein Haus da droben ist ein Unmöglichkeit und ein Unsinn." Damit hob er seinen Alpenstab hoch in die Luft wie ein Panier und schritt majestätisch der Kirche zu.

Die Leute standen noch eine Weile zögernd da; dann aber folgte einer nach dem andern ihm nach.

„Auf dem Sankt Bernards-Paß, der höher und schrecklicher ist als dieser, haben es aber Mönche vollbracht," rief Heini noch einmal mit lauter Stimme.

„Ja, Mönche," sagten die Letzten, die sich noch einmal umschauten, „die hatten auch nicht Weib und Kind zu versorgen wie wir; hier heißt's: „Jeder für sich und Gott für uns Alle" und damit folgten auch sie den übrigen, Heini allein bei dem Todten und seiner Mutter lassend.

Enttäuscht beugte er sein Haupt. Da berührte die Frau seinen Arm: „Laßt Euch nicht irre machen,"

sagte sie, „Ihr habt Gutes vor; so Ihr auch nur ein Weib vor meinem Kummer bewahrt, habt Ihr genug gethan. Was ich mit meinen schwachen Kräften dazu beitragen kann, soll geschehen. Kommt, helft mir meinen armen Buben hereintragen, daß es keinem wieder so zu geschehen brauche."

Heini erhob die Stirn; „Ja es soll, es kann, es muß geschehen," sprach er für sich, „möge Gott und der heilige Christophorus mir helfen; nicht umsonst wohl ward er mir als Vorbild gezeigt und sollte ich wie er, sie über den grausen Berg tragen müssen, ich will mich ihrer erbarmen, wie sich der Herr hier meiner erbarmt hat." Als er später in der Kirche kniete, da stieg der Gesang der Engel empor: „Friede den Menschen, die guten Willens sind." Es fiel ihm ein, was sein Wille als Kind ihm geleistet; da beugte er sich und gelobte vor Gott dem Herrn, all' seinen Willen und seine Kraft diesem einen Werke zu widmen.

Ritter Jacklein.

Indeß Heini so seinen Entschluß faßte, saß Ritter Jacklein daheim in seiner Halle und hatte auch seinen Entschluß gefaßt. Es mußte ein guter, froher Entschluß sein, denn des Alten Züge leuchteten. Von Zeit zu Zeit rieb er sich die Hände vor innerer Zufriedenheit und trat dann wie ungeduldig erwartend an das Fenster, um nach Jemand umzuschauen; kam er aber getäuscht zurück, dann warf er mächtige Scheite in den Kamin, daß die Flammen lustig aufloderten und Funken sprühten, als sollten sie ein Freudenfeuer sein.

Auf dem Tische hatte der Alte seltsame Gegenstände ausgekramt. Da lag das alte Chronikbuch seines Hauses, da lag sein gutes Schwert, hell und funkelnd, das güldene Kreuzlein seiner Mutter daneben, und seltsamer Weise das vergilbte Röcklein mit dem Wappenschild, was das Findelkind des Arlberges einst ge-

tragen. — Er betrachtete die Sachen immer wieder und wieder und nickte dann den alten Bildern an der Wand zu, als wollte er ihnen sagen: „Seht, sie bekommen doch wieder einen Eigenthümer und Ihr auch noch Nachfolger.“

So war es auch, als der Heini nach seinem Kirchengange bei dem Ritter eintrat, wie der ihm befohlen.

Der Ritter empfing den Jüngling mit einer gewissen Feierlichkeit, die demselben befremdend war; schon wollte er den Mund aufthun, um ihm von seinem Erlebniß mitzutheilen, als der Alte ihn schweigen hieß, in seinem großen Sorgenstuhl Platz nahm und ihn vor sich niederknieen ließ, so daß er ihm Aug in Aug schaute.

Mit ungewohnter Zärtlichkeit umschlang er dann des Jünglings Nacken und erzählte ihm seine Geschichte: Wie er von seinem Vater diese Burg und dies Land ererbt in der frohen Hoffnung, es einst auch wieder seinen Kindern übergeben zu können. Und die Hoffnung habe ihm gelacht, denn ein edles Weib habe er sein genannt und zwei kräftige Söhne habe sie ihm geboren. Doch als er einmal von einem Kriegszuge heimgekehrt, da habe er sein Haus öde und leer gefunden. Eine böse Seuche, sagten die Leute, hatte in seiner langen Abwesenheit ihm Weib und Kinder entrissen, ein böser Nachbar ihm sein Eigenthum verwüstet, so daß er kaum die Gräber der Seinen habe auffinden können. Da habe es ihn in seinem Schmerz daheim

S. 112.



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

v. Braekel, Heinrich Findelkind.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

nicht mehr geduldet; er habe wieder Dienste genommen und sei hinausgezogen von einer Kriegsfahrt zur andern, bis ihn endlich erst das Alter heimgerufen. Die Ruhe habe ihm da wohlgethan; seine Burg habe er wieder hergestellt, aber öde sei sie geblieben wie sein Herz — er ein kinderloser, einsamer Mann. Da seien eines Tages zwei Priester mit einem Knaben zu ihm gekommen, und der Anblick des Knaben habe ihn wundersam gerührt; so hätten seine Knaben wohl ausschauen mögen, so Gott sie ihm erhalten. Als er aber des Findlings Geschichte gehört, wie der Bub hinausziehen wolle, um seine Eltern zu suchen, da habe eine Stimme im Herzen ihm gleich gesagt, ihn ein Vaterhaus hier finden zu lassen. Er habe aber an sich gehalten, um sich nicht zu täuschen in ihm und keine hochfahrende Gedanken frühzeitig zu erwecken. Zehn Jahre habe er ihn nun als Knecht geprüft und ein treues, demüthiges Herz, einen edlen, festen Sinn habe er in ihm erkannt; unter seinen Augen sei er emporgewachsen; so wolle er nun thun, was schon lange sein festes Vorhaben, sein innigster Wunsch. Edles Blut fließe wohl in des Jünglings Adern, wie jenes Wappenschild ihm beweise; so aber seine wirklichen Eltern nicht einst entdecke, solle er von nun an führen sein gut und reines Wappen, seinen unangetasteten Namen, solle nicht mehr Knecht, sondern Sohn ihm sein, den er lieben wolle wie ein Vater, um in seine Hand zu legen einst sein gutes Schwert wie all sein Eigen, und auf sein Haupt seinen väterlichen Segen.

Des Alten Stimme bebte vor innerer Bewegung, aber auch Heini zitterte vom Scheitel bis zur Zehe und todesbleich war er geworden. — Des Ritters Güte griff ihm tief in die Seele, und war dieses nicht seines Herzens Sehnsucht von Jugend auf gewesen? Eines edlen Hauses Sohn, eines edlen Namens Träger, edler Thaten Nachfolger! Wurde es wahr, was sie ihm Alle prophezeit von Kindheit an? Würde er hinziehen — ein stolzer Ritter vor des Meiers Haus zur blonden Grethe, daß die Brüder, die ihn verachtet, sich vor ihm beugen müßten? Wie leuchtende Bilder schoß es ihm durch das Hirn, und tiefer beugte er sich auf des Alten Hand. Aber dann zuckte es wieder durch die Seele; es war das, was er gelobt vor Gott dem Herrn, wirken zu wollen nur das Eine. Sollte er sie im Stich lassen, all die Unglücklichen, denen er eben sein Leben geweiht? Wollte er auch nur an sich denken, wollte auch er sagen wie Jene, die er eben so sehr verachtet: „Jeder für sich, Gott für uns Alle?" Was konnte er als der stolzeste Ritter Größeres, Besseres wirken in der Welt, als das, wozu ihn der Herr hier so augenscheinlich gerufen. War es nicht wunderbar, daß der Ritter erst heute nach den langen Jahren, nachdem er diesen Entschluß gefaßt, ihm dies Anerbieten machte? Und wieder sah er die starren, kalten Gestalten all, die ihn zu rufen schienen, und wieder sah er der Mutter Jammer, die um den Sohn klagte; hatte seine Mutter vielleicht auch so um ihn geweint? „Wenn Du nur ein Weib vor solchem Kum-

mer bewahrst, hast Du genug gethan!" Diese Worte schlugen wieder an sein Ohr.

Der Ritter aber, der sein Schweigen nicht begreifen konnte, hob mit sanfter Gewalt seine Stirn empor; fast ängstlich fragend schaute er zu ihm auf.

Da preßte der Jüngling seine Lippen heiß auf des Alten Hand, dann aber stand er auf und theilte ihm seinen Entschluß mit.

Der Ritter hörte ihm zu, als verstände er ihn nicht; schier zu träumen glaubte er, und zwei- und dreimal mußte Heini es wiederholen. Da brach der Alte zornig aus. Einen Unsinn, eine Narrheit nannte er es, eine Tollheit, von der er Nichts mehr hören wolle bis an sein Lebensende. — „Geh zur Ruh!" herrschte er, „daß Du meine Ohren verschonest; der Schrecken hat Dir den Sinn verwirrt; schlaf es aus, daß morgen Dein gesunder Sinn erwache und ich will dann vergessen, daß Du heute die Vaterhand ausschlugst.

„Vater!" sagte Heini leise. „Vater! Es scheint, dieses Wort soll ich nur dem sagen dürfen, der im Himmel ist. O Ihr wißt nicht, wie was Ihr mir heute bietet, meines Lebens inbrünstige Bitte war immerdar; es mag wohl Strafe für all' die hoffärtigen Gedanken sein, die ich daran knüpfte, daß ich es nun ausschlagen muß, wie es mir geboten; aber Eure Güte werde ich Euch danken."

„Hast mir Nichts zu danken," unterbrach ihn

grollend der Alte, „hast mir als Knecht gedient schlicht und recht für meinen Lohn; geh hinaus, daß Deine Tollkühnheit mich nicht mehr erbittere!" und er wandte sich ab und stieß mit dem Schürhaken so mächtig in die Flammen, daß der Rauch hoch aufwirbelte und um deswillen wohl fuhr die rauhe Rechte über die buschigen Brauen.

Heini aber dachte in der Nacht seines Traumes abermals; der Ritter hatte ihn Sohn geheißen, aber Sanct Christophorus hatte ihn zur Höhe getragen, zur himmlischen Klarheit. Mochte es so sein, es war Friede in seiner Seele, so leid ihm der Alte that.

Der Ritter hatte noch die leise Hoffnung gehabt, er würde am andern Morgen seinen Entschluß geändert haben. Aber wie an jenem Morgen, als er ihm den Dienst angeboten, las er schon den Entschluß in seinen Augen, als er vor ihn hin trat.

„Der kann als Knecht mir nicht mehr dienen, den ich als Sohn habe annehmen wollen," sagte der Alte halb grollend, halb seufzend; „so nimm Deinen Lohn und folge Deiner Thorheit."

Und er zahlte ihm seinen Lohn aus, fünfzehn Gulden, die er verdient hatte in den zehn Jahren mit dem Hirtenstab.

Heini verneigte sich vor ihm wie der Knecht vor dem Herrn, und er ließ stumm ihn ziehen.

Ehe er aber des Hauses Schwelle erreicht, folgte ihm der wuchtige Schritt des Alten. Sein Arm umschlang ihn und zog ihn an seine Brust.

„Zieh mit Gott!“ sagte er, „Du bist mir ein getreuer Knecht gewesen und ich habe Dich über Vieles setzen wollen; aber des Herrn Wege sind nicht unsere Wege. — Mag es sein, daß Du zu denen gehörst, die die Welt nur Thoren nennt; ist Dein Vorhaben aber eitel Dunst, kehre zurück zum einsamen Manne, seine Pforte steht Dir immer offen.“

Und ehe Heini sich besinnen konnte, hatte der Alte sich wieder los gemacht; und das nägelbeschlagene Pförtlein schlug hinter ihm in's Schloß, und Heini stand wieder wie ein Heimathloser in der Welt. — So schied er vom Ritter Jacklein oberm Rhein, dem er gedient zehn Jahre.

Auf dem Meierhof.

Zehn Jahre waren vorüber, seitdem der Findling den Meierhof verlassen, seitdem das Unglück so hart dort angepocht hatte. Aber auch nur angepocht hatte es, denn der Abt des Stiftes hatte das Wort wohl eingelöst, welches er dem bittenden Knaben gegeben.

Als der Meier bald darauf nach Kempten gekommen war, um sein Unglück anzumelden, fand er zu seinem Erstaunen die Herren schon von Allem unterrichtet und voll Milde und Nachsicht für ihn gesinnt. Nicht allein, daß man auf Jahre hinaus ihm seine Verpflichtungen ermäßigte, sondern es ward ihm auch Hülfe angeboten, sich seiner Gläubiger zu entledigen, ohne daß er sein Hab und Gut zu veräußern brauchte. Stumm fast vor Freude und Ueberraschung, hörte er, wem er dies Alles zu danken habe. Ja, der sterbende Tyroler hatte Recht behalten: Segen war ihm gekom-

men durch dieses Knaben Hand; die eine Wohlthat hatte die andere gerächt.

Von dem Knaben selbst aber konnte der Meier Nichts erfahren; nicht, wo er geblieben, nicht, wohin er gewandert, und das beschwerte oft sein Herz. Die alte Base und seine Frau ließen zwar nicht von ihrem Glauben, daß er einst reich und glänzend heimkehren werde; die Grethe aber schüttelte ungeduldig ihr blondes Haupt dazu und spähte manchen Tag die Landstraße entlang den Wanderburschen nach, ob keiner die bekannte Gestalt ihres Bruders zeige. Aber weder er noch irgend eine Kunde von ihm kam die langen Jahre hindurch.

Der Meierhof gedieh indessen noch besser als zuvor und gab das bekannte Zeugniß, „daß sich gut wohnen ließ unter dem Krummstab". Von den Kindern waren schon viele ausgezogen, um sich den eigenen Herd zu gründen und neben der alten Meierin waltete seit einem Jahr ein junges Weib, des künftigen Meiers stattliche Ehefrau.

Sommers Anfang war es, und nach einem regen Arbeitstag waren der Meier, seine Familie und sein Gesinde beim Abendbrod versammelt. Laut klapperten die Schüsseln und Kannen in das muntere Geschwätz der Leute hinein. Flink regte sich der Grethe schlanke Gestalt um den langen Tisch, indeß hinten im Winkel am Herde die alte Base den Rosenkranz murmelte.

Da hielt die Grethe inne in ihrem raschen Gang,

denn durch all das Gesumme vermeinte sie ein Pochen an der Thür gehört zu haben. Langsam ging diese jetzt auch auf, ein junger Bursch, ein Bündel auf dem Rücken, einen Stab in der Hand, trat auf die Schwelle und schaute mit frohen, glänzenden Blicken auf den versammelten Kreis. „Heini!" rief die Grethe laut auf, und die Schüssel, die sie in den Händen hielt, glitt klirrend zu Boden.

Aller Augen wandten sich dem Eintretenden zu. „Heini!" rief auch der Meier jetzt von seinem Sitze auf.

„Vater! Vater!" jubelte es zurück, und des Jünglings Arme schlangen sich um seinen Hals. War das helle Willkommsfreude; von Einem zum Andern stürmte er, die Hände schüttelnd und drückend, selbst die alte Base hoch von ihrem Stuhl emporhebend mit kräftigem Arm. War der stille Knabe so ungestüm geworden?

„Grethe, wo bist Du?" rief der Vater, „siehst Du nicht, daß es der Heini wirklich ist?"

„Sie hat mich zuerst erkannt," sagte er und griff nach ihren beiden Händen, die kalt und zitternd waren, „sie hat mich zuerst erkannt, und gelt, Schwesterlein, Du hast immer freundlich gedacht des armen Wanderbruders?"

„Komm!" rief die Mutter sorglich in den lauten Sturm hinein, „komm und nimm Platz, daß Du Dich erst erquicken kannst, trink wieder an unserm Tisch, iß wieder von unserm Brode."

„Das wir Dir danken," sagte der Vater, ernst

dem Jüngling die Hand hinüberreichend, der ihm aber sehr hastig die seine auf den Mund drückte.

Indessen er aß und trank, musterten ihn die Blicke der Andern. Sein Anzug war schlicht, fast dürftig, aber sein Aussehen war gut und aus seinen Augen blitzte es, wie heimliches Glück.

Der Meier schaute ihn ernst und forschend an. „Heini!“ sagte er endlich, „was Dir auch geschehen sei in diesen zehn Jahren, der Platz, wo Du jetzt bist, ist Dein Platz; keins meiner eigenen Kinder hat das Recht darauf, was Du hast, denn Deine kindliche Dankbarkeit, Deine Klugheit hat ihn uns Allen erhalten, und ich denke, Du bleibst fürder bei uns.“

„So hat der hochwürdige Herr Abt Wort gehalten?“ sagte der Bursche; „nun wohl, er war ein edler Herr, aber ich, Vater, bleibe doch ewig in Eurer Schuld. Mein Herz hat mir oft gebrannt vor Sehnsucht nach Euch all die Jahre, und glückselig wahrlich ist solch Wiedersehen, aber weilen kann ich leider nur kurz bei Euch; ich habe zu thun, viel zu thun,“ fügte er schelmisch lächelnd hinzu, „mir mein eigenes Haus zu gründen.“

„Dein eigen Haus?“ frug Alles aus einem Munde; die Grethe aber, die näher gekommen war, trat betroffen einen Schritt zurück.

„Ja, mein eigen Haus,“ fuhr der Jüngling heiter fort; „so Gott will, eine schöne Burg auf meinem Erbtheil, für alle Zeiten Vielen zu Nutz und Frommen.“

„So ist es Dir gelungen," rief die Meierin, die Hände hoch erhebend, „wirklich Deine Verwandtschaft ausfindig zu machen, und wir haben vielleicht die Ehre, einen edlen Ritter hier unter uns zu sehen? — Base, hört Ihr's, Ihr habt es doch immer gesagt; Grethe, hörst Du's? Eine Burg baut er sich!"

Alles drängte neugierig näher, auch die Alte kam herbeigehumpelt.

„So schlimm ist's nicht, Mütterlein!" lachte der Bursche; „wißt Ihr, was ich gewesen, was ich geworden bin in den langen Jahren; ein Hirtbub war ich, ein Hirtenbub blieb ich! der sich fünfzehn Gulden verdiente mit seinem Hirtenstab!" —

Die frohen Augen glänzten, als er das sagte, munter in all die enttäuschten Gesichter hinein; Grethe war die Einzige, die ihm dabei froh zunickte.

„Maria, Joseph! ein Hirt nur!" sagte die Meierin und ließ die Arme sinken; „aber was scherzest Du denn von einer Burg und einem Erbtheil; saß Dir doch sonst die Zunge so lose nicht!" setzte sie unmuthig hinzu.

„Laßt's gut sein, Mütterlein," beschwichtigte der Heini, „ich werde schon Euch Alles erklären; das Glück freilich hat mich ein Bischen übermüthig gemacht, aber laßt Euch nieder und hört meine Geschichte mit an, wie der Herr mich wunderbar geführt hat, vielleicht erwärmt er auch Eure Herzen für meine Sache."

Und nun erzählte der Heini dem lauschenden Kreis Alles, was wir wissen, bis zu jenem Tage, wo er den Ritter Jacklein verließ.

„An dem Tage,“ fuhr er fort, „kehrte ich in das Kirchdorf zurück, wo die Wittwe mich freundlich aufnahm um des Mitleids willen, das ich ihr erzeigt. Mein Entschluß stand fest, den Wanderern über den Arlberg zu helfen in der Weise, wie ich von dem Pilger vom St. Bernhard gehört. Ich hoffte noch auf die Mithülfe der Andern, aber vergeblich suchte ich auch nur Einen zu gewinnen, obschon ich meinen ganzen verdienten Lohn bot demjenigen, der mir beistehen wolle. Aber die Rede des alten Mannes, der der erste und begütertste des Dorfes war, hatte mir Alle abgewandt; sie sahen es für eine Thorheit und Unmöglichkeit an. — Nun wohl, dachte ich da, so will ich allein beginnen, hat doch auch der heilige Christoph allein mit seinen Kräften seinen Mitmenschen genutzt. Von jenem Tage begann ich nun alltäglich den Berg zu ersteigen, um oben nach Wanderern und Pilgern auszuspähen. Meine Baarschaft verwandte ich zum Ankauf des nöthigen Handwerksgeschirrs, was ich mit mir nahm und dann droben rüstig an die Arbeit ging. In dem steinigten Boden suchte ich Stangen zu befestigen, an die ich Glöcklein hing, die der Wind leicht in Bewegung setzen konnte, daß der Ton den Wanderern Hoffnung und Muth mache.

„Manche Nacht — fuhr Heini in seiner Erzählung im Kreise der Familie des Meiers von Kempten

fort — riß der Sturm um, was ich über Tags geschaffen, aber ich begann stets von Neuem, zuletzt mit Erfolg.

Mit den losliegenden Steinen und solchen, die ich aus den Felsen brach, baute ich an einer Felswand ein Hüttlein auf, die Fugen mit Moos und Gras verstopfend. Es war eben groß genug, daß zwei Menschen darin übernachten konnten; eine Steinbank, eine Feuerstelle waren seine einzige Ausstattung; doch bot es genügenden Schutz gegen Wetter und Wind. Langsam und mühselig ging die Arbeit von Statten, da ich ganz allein war, aber das Hirtenleben hatte mich abgehärtet und mich kundig in solchen Bergarbeiten gemacht. Allmählich gelang auch dies. So oft ich in das Dorf zurückkehrte, um mir etwas Ruhe zu gönnen oder das Nöthigste zu verschaffen, kehrte ich bei jener Wittwe ein, die ihre kärgliche Habe mit mir theilte.

Die Leute sahen mich immer mehr als einen Narren an und lächelnd oder achselzuckend gaben sie mir das Wenige, was ich mir erbat.

Noch war mir kein Wanderer aufgestoßen, denn es war Winterszeit und wer eben nicht dringend Noth hatte, vermied dann gewiß den Weg. Als es im Thal aber an zu thauen fing und ein wärmerer Hauch sich geltend machte in den Niederungen, da war es mir eines Tages droben auf der Höhe, als dringe das Rufen einer menschlichen Stimme an mein Ohr. Ich beeilte mich, das nächste Glöcklein in stärkere Schwingung zu versetzen und stieß manch herzhaften Juchzer

aus, dem Rufenden zur Antwort. Dem vermeintlichen Ton folgend, entdeckte ich denn auch bald Fußstapfen im Schnee, die vom Wege abseits führten. Das Rufen klang näher und ich fand einen Mann, der hülflos dort am Boden saß und nicht weiter konnte. Er hatte sich den Fuß verletzt, war hingesunken und fest überzeugt gewesen, in der furchtbaren Einsamkeit umkommen zu müssen, als der schwache Ton meiner Glöcklein ihm die Hoffnung auf menschliche Nähe gegeben, und zum Hilferuf veranlaßt hatte. Mein Herz jubelte vor Freude, ihm beistehen zu können.

Ich befreite ihn von dem schweren Packen, den er auf seinem Rücken trug, da er ein Handelsmann war, und der ihn in der unbequemen Lage zu erdrücken schien, rieb ihm dann die Glieder, die schon dem Erstarren nahe waren, mit Schnee, bis Leben und Wärme darin zurückkehrte, und erquickte ihn mit einem starken Getränk, was ich immer bei mir führte. Selbst während meiner Arbeit kreisten die hungrigen Geier beutelustig über unsern Häuptern, daß ich sie durch häufiges Klatschen verscheuchen mußte — grausige Vorboten von dem, was ihm bevorgestanden hätte, wäre er der Erstarrung ganz anheimgefallen.

Nach langen Mühen trug ich ihn mehr, als daß er ging, zu meinem Schutzhüttlein, da es zu spät war, ihn noch in das Dorf zu geleiten. Ich zündete dort ein gutes Feuer an mit Holz, was ich unten erbettelt und allmählich heraufgeschleppt hatte, speiste ihn mit dem Wenigen, was ich bei mir hatte und bereitete ihm

ein leidliches Lager aus den wollenen Stoffen, die er als Handelsartikel mit sich führte. Laßt mich die Dankesäußerungen verschweigen, mit denen er mich überhäufte; aber ihr, Vater! hört, wie seltsam Gott es oft fügt. Als der Mann so da lag und die zuckenden Flammen über sein Antlitz spielten, kam mir dasselbe wunderbar bekannt vor. Wo hatte ich schon diese hageren, scharfen Züge gesehen? Plötzlich erwachte die Erinnerung meiner Kindheit; das war das Antlitz des Tirolers, der mich einst so erschreckt, der Euch die Unglücksbotschaft gebracht, der in Eurem Hause gestorben. Nach einigem Hin- und Herfragen ergab es sich denn, daß ich mich nicht geirrt, daß er der Sohn des Martin Zeiher im Vorarlberg'schen war!

Nachdem er durch seinen Leichtsinn und seine Trägheit seinen Vater in's Unglück gestürzt, hatte er sich dessen Zorn durch die Flucht entzogen. Jahre lang hatte er sich in der Welt umhergetrieben, bis er endlich in seine Heimath zurückgekehrt und nun mit dem Vertrieb wollener Stoffe, die in einem der Thäler gearbeitet wurden, ein Geschäft begonnen hatte. Weder von seinem Vater, noch von dessem Tode, noch auch wie das damalige unselige Geschäft ausgelaufen, hatte er je wieder gehört, da er sich vor der Rache seiner Verwandten gefürchtet hatte und einen andern Namen führte. Nun hörte er das Alles von mir, dort hoch auf der Höhe des Arlberges, hörte, wie seine That in Euer wie in mein Leben eingegriffen. Hatten die Schrecken des Todes ihn weich gestimmt, wer weiß

es, aber furchtbar zerknirschte ihn das traurige Ende seines Vaters, und der einzige Trost war ihm, daß er doch nicht mit einem Fluch, sondern mit einer Bitte für ihn gestorben war.

Ich sagte ihm, wie der Herr wohl von Euch das zu erwartende Unheil abgewandt habe, doch trug er mir auf, Euch zu sagen, daß er nimmer rasten würde, bis er einen Theil seiner Schuld Euch wenigstens abgetragen habe. — Das war eine lange Nacht, die wir da droben zusammen verbrachten, doch kam sie uns kurz vor bei dem Gespräch; er aber pries Gott, seinen Schöpfer, dafür, daß ihm die Augen aufgegangen über sein Unrecht, und er trotz Allem des Vaters Segen nicht ganz entbehre.

Am andern Morgen traten wir unsern Weg zum Dorfe an; doch laßt mich schweigen, Vater! wie ich da empfangen wurde, als die Leute sahen, daß ich wirklich Einen errettet hatte! Der Herr möge mir verzeihen, wenn mein Triumph zu groß, aber wie ein siegreicher Feldherr kam ich mir vor, der über alle Hindernisse gesiegt. O, ich ließ es mir wohl gefallen, daß der Gerettete mich weit über Gebühr pries, denn es war ja die beste Förderung meiner guten Sache. Und die Leute hörten und staunten; so viel gewann dieser erste Fall über sie, daß ich nie wieder umsonst eine Bitte auszusprechen hatte, und sie von nun an willig und reichlich gaben, was ich begehrte. Der Mann aber, welchen ich gerettet, hatte auch ein gar dankbar Herz

und schenkte mir, als er schied, als besondern Lohn einige der wollenen Stoffe, die er mit sich führte und die mir wohl zu Statten kamen später auf der kalten Höhe. Ich aber kehrte dann mit neuem Muthe zu meiner Arbeit zurück; Tag für Tag schaffte ich weiter, um meinen Schutzwinkel zu verbessern und zu vermehren; Tag für Tag pilgerte ich den Weg entlang, zu harren, ob Jemand meiner Hülfe bedürfe und, Vater! Vater! der Herr war mit mir: sieben Menschen schon rettete ich das Leben von jenem Tage an bis jetzt.

Der Jüngling schwieg; sein großes Auge aber strahlte vor Freude und Rührung. Auch der ganze Kreis blieb stumm und schaute auf ihn hin. Ein Märchen dünkte es ihnen, wie der Knabe, der so nach irdischer Größe durstend ausgezogen war, sie freiwillig von sich geworfen hatte, um so rauhen Lebens willen. „Du sprachest ja aber doch von einem Erbtheil," sagte die Meierin kleinlaut, die es gar nicht mehr verwinden konnte, daß ihr Traum so Schiffbruch gelitten, — „von Deinem Erbtheil, wo Du eine Burg bauen wolltest."

„Nun ja, ist nicht der Arlberg mein Erbtheil? Den Fleck, wo der Vater mich fand, wird mir Niemand streitig machen; da will ich mir ein Haus gründen, denn mein armseliges Schutzwinklein ist mir wahrlich nicht genügend. Es soll ein Haus da entstehen, wo ich mir vom Sanct Bernhard habe er=

zählen lassen, wo jeder Wanderer einkehren und um Gottes willen Schutz und Erquickung finden kann; wo der Müde Ruhe, der Kranke Verpflegung, der Arme Almosen und der Gesunde mindestens einen Führer haben kann, daß er die Schrecknisse des Weges ohne Lebensgefahr überwinde. — Ja noch mehr will ich dort oben, Ihr Lieben! Auch ein Kirchlein will ich auf der Höhe errichten, daß auch geistlicher Trost der Reisenden harre, und der Herrgott fürderhin dort gepriesen werde, wo der Mensch jetzt nur in grauser Noth zu ihm schreit."

„Kind! Kind!" rief der Meier, „wie soll das geschehen? Du redest irre; Dein Erfolg hat Dich berauscht; wie wolltest Du, ein armer Knecht, das leisten können?" und er sah ihn an, als fürchte er wirklich, des Jünglings Sinn sei nicht klar.

„Auch von meinem Erbtheil werde ich es leisten," gab er indessen froh und fest zurück. Barmherzigkeit war mein Antheil von Jugend auf; nur durch sie bin ich genährt, verpflegt und aufgezogen. Vater, wie der Herr Euer Herz rührte, daß Ihr Euch meiner annahmet, so denke ich auch anderer Menschen Herz zu rühren, daß sie sich jener Unglücklichen annehmen. — Seht, jetzt ist die gute Zeit da droben; drei Monate währt der kurze Hochsommer, wo Nichts zu befürchten steht; da will ich nun hinausziehen, um Gaben zu sammeln für meinen Zweck. Von Thür zu Thür werde ich gehen, an jedes Herz werde ich klopfen mit

meinem Wort, aus jeder Hand nehmen, was sie mir reicht; so kommt Tropfen zu Tropfen, bis es ein Quell, aus dem ich reichlich schöpfen kann."

Der Meier schüttelte wieder den Kopf. „Du hast so viel geleistet, mein Sohn," sagte er, „daß ich schon jetzt Gott danke für die Stunde, die mich Dich finden ließ — aber für dies Dein neues Unternehmen ist mein Verstand zu klein, und ich fürchte, Du wirst daran scheitern; laß Dir genug sein an dem, was Du jetzt thust."

„Ach, Vater, begreife es nicht mit Deinem Verstande, begreife es mit Deinem Herzen; sieh, das meine begreift es so gut, und all die andern Herzen, denen ich es vortrage, werden es auch begreifen, daß sie mir helfen."

„Willst Du denn ein Mönch werden, der bettelnd durch die Welt zieht," frug die Mutter.

„Ein Mönch," sagte der Jüngling erröthend, „ich bin nur ein armer unwissender Knecht; es würde viel kostbare Zeit verloren gehen, wollte ich mich erst zu dem geistlichen Amte fähig machen; nein, was ich mit fünfzehn Gulden begonnen, will ich fortsetzen."

So sprach der Jüngling zu Aller Staunen. Die Base aber, deren altersschwacher Kopf nicht mehr begreifen konnte, was sie gehört, zupfte ihn am Kleid und frug: „Ein Ritter bist Du also geworden, ein schmucker Ritter, Heini?"

„Ja, aber ein fahrender Ritter," gab Heini lachend zurück, ein Ritter, der für eine viel schöne

Jungfrau die Lanze brechen will, die sie die heilige Charitas (Barmherzigkeit) heißen.

„Gott segne es Dir!“ murmelte die Muhme, „Du wirst sie schon gewinnen, wenn Du ihr treu bleibst,“ und ihr alter Kopf nickte zugleich dazu.

„Ja, wenn ich ihr treu bleibe,“ sagte Heini sinnend. Die Grethe hatte die ganze Zeit über kein Wörtlein geredet, aber das Haupt war ihr schwer in die Hand gesunken, und die sonst so blühenden Wangen waren schneeweiß.

Am andern Morgen hatte sich die Kunde verbreitet, daß das Findelkind heimgekehrt sei, und seltsame Gerüchte waren daraus geworden; die Einen sagten: sehr reich, die Andern sagten: sehr vornehm; da machten sich die Leute gar eilig auf, um ihn zu sehen.

Als sie ihn jedoch nur als Hirtenbub wiederfanden, weniger, als er früher gewesen, da rümpften sie Nasen, zuckten die Achseln und meinten, sie hätten's immer prophezeit; und über seine Erzählung lachten sie als über ein Märchen; so unwahrscheinlich dünkte es ihnen.

Heini indessen blieb auf dem Meierhof und ruhte aus. Jedes Flecklein seiner Kindheit ging er anzuschauen und des Meiers wie der Seinen Liebe that ihm wohl nach den langen Jahren der Einsamkeit, daß er sich gar schwer wieder trennen konnte. Eines Tages aber stand er an der Lücke, wo er einst hinausgegangen war auf die Landstraße, und die man aufgelassen hatte zum Andenken an ihn.

Die Grethe, die nach wie vor ihm viel zur Seite gewesen, stand bei ihm und sprach er zu ihr:

„Grethe, mein trautes Schwesterlein, weißt Du noch, was ich Dir sagte in der Nacht, als ich von Dir schied? Ich zog hier hinaus mit anderem Wunsche; alle Leute hatten es mir ja verheißen, doch ich bin trotzdem geblieben ein niedriger Knecht."

Da ward der Grethe Auge, das ernst und traurig gewesen war all die Zeit, plötzlich hell. „Heini," sprach sie, „glaub mir, ich habe immer gefürchtet, Du kämest einst wieder als ein fürnehmer, edler Herr; laut aufschreien hätte ich mögen vor Freude, daß Du heimkamst als Unsersgleichen; nun bleibe bei uns und arbeite wieder mit uns, wie ehedem. Deine Geschichte klang wohl schön; was hättest Du den Ritter Jacklein aber auch zum Vater haben wollen, wo Du hier Vater, Bruder und Schwester hattest; und hast Du den Menschen dort an dem schrecklichen Berg das Leben gerettet, so hast Du wohl genug gethan dort, und magst nun hier der Armen Dich annehmen. Hier ist ja auch Deine Heimath; viele Elende und Unglückliche sind auch hier, denen Hülfe Noth thut — laß ab von Deinem Unternehmen und bleibe bei uns: Heini, was Du begonnen, werden andere Leute dort schon zu Ende bringen."

Als die Grethe so sprach, schaute sie ihn gar ängstlich bittend an.

Heini aber senkte die Augen, als müsse er erwägen, was sie sage.

S. 133.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

v. Brackel, Heinrich Findelkind.



„Schau," fuhr sie fort, „ist es Recht, daß Du den Vater, der Deine Kindheit versorgt, nun wieder verlassen willst? ist es Recht, daß Du unsere Liebe all zurückstößt um der Fremden willen, die Dich Nichts angehen? werden wir nicht auch kummervoll sein, wenn Du uns wieder verläßt, nun wir Jahre hindurch auf Dich geharrt?" Ihre Stimme stockte dabei und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Grethe," rief Heini bewegt, „sprich nicht so; Ihr werdet den Findling nicht lange vermissen; wohl hat er sich nach Euch gesehnt all die langen Jahre; sieh, das Ringlein hier, das gab mir ein edles Mädchen, es würde mir Glück bringen und ich sollte es der einst geben, der mein Herz anhinge. Für Dich habe ich es bewahrt, und es selbst nicht angewandt zu den Almosen, für die ich Alles gab, was ich hatte. So nimm es jetzt als ein Angedenken, wie treu ich Deiner gedacht, und trag es Deinem Bruder zu lieb — aber, Grethe, scheiden muß ich wieder; die Aufgabe, die der Herr in meine Hand gelegt, darf ich nicht lassen, mich hat er dazu berufen und keinen Andern."

„Dann mag ich Dein Ringlein auch nicht!" rief die Grethe, indem die heißen Thränen über ihre Wangen strömten; „so die fremden Pilger Dir mehr sind, als wir, möchte ich am liebsten Dich vergessen," und sie schleuderte den Ring von sich, daß er in das feuchte Gras fiel.

Heini sah zu ihr hin; ein Zittern durchflog seinen Körper; dann aber richtete er sich hoch auf. „Du hast

recht, Grethe," sagte er ernst; „vergessen ist wohl besser; das Ringlein wäre ein Kette gewesen, die mich noch gebunden an ander Begehr; nun will mich der Herrgott wohl ganz haben, daß ich nur seinem Willen folge. Lebe wohl, Grethe, besser ist, gleich geschieden, als gezögert. Grüß Alle daheim, den Vater, die Mutter, die Base, und wieder zieh ich aus, um nach vielleicht Unmöglichem zu ringen, und wer weiß, wie ich wiederkehre; aber jetzt ruhte ich schon zu lange hier für den fahrenden Ritter — lebe wohl." Und ehe sie sich dessen versah, schwang er sich über den Graben fort mit raschem Entschluß.

„Heini! Heini!" rief sie ihm nach im jähen Schrecken; aber der Wanderer drüben schaute nicht mehr zurück; nur einmal an der Waldecke schwenkte er grüßend den Hut noch in die Luft; dann war das Findelkind wieder verschwunden, so plötzlich, als es gekommen.

Die Grethe aber schlug die Hände vor das Gesicht in bitterer Trauer; es war ein härterer Abschied als damals, aber wie damals betete sie in ihrem Herzen, daß er seine Absicht nicht erreichen möge, daß er noch einmal wiederkehre nur als ein armer Knecht.

Wanderungen.

Und Heini zog die Straße, die er als Knabe gezogen. Wie damals zuerst mit gesenktem Haupte, denn der Abschied hatte ihm wehe gethan; wie damals in das Ungewisse hinein und doch einen festen Plan im Herzen.

Wie damals auch pochte er an alle Thüren, und gewinnend, wie des Knaben Gesicht, war jetzt des Jünglings Wort.

Erstaunt wohl lauschten die Leute seinem Berichte über den Arlberg und dessen Schrecken; unglaublich schüttelten sie den Kopf, wenn er begeistert seinen Plan schilderte, aber ein Scherflein gaben sie doch. Was schadete das kleine Opfer, das so frohes Entzücken, so warmen Dank bei dem Empfangenden hervorrief, und wer mochte den hellen, ehrlichen Blicken mißtrauen?

Nach Kempten ging zuerst sein Weg; das kleine

schwärzliche Haus in der Jüddenstraße war aber von Fremden bewohnt. Gold Israel war todt und Sara war schon lange ihrem Manne gefolgt, dem reichen Benjamin zu Augsburg.

Und wieder zog seine Hand die Schelle an der Stiftsthür und er erkannte den Hof wieder, den er an Pater Urbanus Hand durchschritten, nachdem er Abschied genommen vom Prior. Pater Urbanus hatte damals seine Absicht ein Hirngespinnst genannt; ein Hirngespinnst war es freilich geblieben; was würden sie nun sagen?

Als er sich nannte: Heinrich Findelkind, der wiedergekommen sei, öffneten sich ihm bald alle Thüren und der Abt hieß ihn vor sich treten wie damals.

War es ein mitleidig Lächeln, was auf seinen Lippen lag, als er den Jüngling so wieder vor sich stehen sah? Zehn Jahre waren verflossen, was hatte er erreicht unterdessen?

Heini berichtete, was er auf dem Arlberg gefunden, anstatt dessen, was er dort gehofft; und das, was er erreicht, war so klein, das, was er wollte, so groß, daß die Männer erstaunten vor seiner Begeisterung wie damals. Man zuckte die Achseln dazu und konnte doch nicht widersprechen. Der Abt rieth ihm, noch jetzt lieber zum Ritter Jacklein zurückzukehren und als rechtschaffener Ritter zu wirken; dann könne er ja auch viel und besser und leichter was für den Arlberg thun; Pater Urbanus meinte, es sei auch noch Zeit, sich dem geistlichen Leben zu widmen, wenn er solchen

Beruf zum Opfern in sich fühle. Aber wie damals sagte Heini: „Laßt mich ziehen, laßt mich meine Kräfte dem widmen, wozu Gott mich gerufen und was meine schwachen Hände schon begonnen.“ Nur Eins erbat er sich von den geistlichen Herren; das waren einige warme Worte der Fürsprache bei den geistlichen Stiften, Klöstern und Abteien, zu denen er hinziehen wollte, um eine Beisteuer zu erbitten. — Das gewährte der Abt ihm gern und hieß ihn auch wiederkommen und seiner hohen Gunst sicher zu sein, so er das Werk wirklich gründe, was er vorhabe.

Damit schied Heini beglückt vom Stift, wenn auch die Leute wieder die Köpfe über ihn schüttelten.

Weiter ging er seine Straße; da lag kein Schloß so hoch, er erklomm es; da war kein Kloster so abseits, der rastlose Wanderer schellte dort an, kein Städtlein, kein Flecken, den er unbeachtet ließ.

Zu Augsburg im Jüddenviertel lag auch des Benjamin Haus.

Als Heini dort eintrat, kam ihm ein Knabe entgegen, der hatte der Sara Augen. Da hieß er ihn seinem Mütterlein sagen, der kleine Wanderer von Kempten sei wieder da und harre noch einmal ihrer Pflege. Sara aber kam selbst da hinaus und hieß ihn freudig willkommen. Sie war eine schöne stattliche Frau, zwei prächtige Buben gingen ihr zur Seite und Glanz und Pracht umfing sie noch mehr als im Hause ihres Vaters, aber ihre Augen hatten einen müden, trüben Ausdruck.

Auch der Benjamin kam; er entsann sich noch gar gut des kleinen Wanderers auf der Landstraße von Kempten mit dem festen Willen und dem entschlossenen Blick; er war neugierig, zu erfahren, was aus ihm geworden, wie er seinen Weg gemacht auf der Welt. Und Heini erzählte ihm lachend auf seine Frage, wie viel er verdient habe, fünfzehn Gulden in zehn Jahren mit seinem Hirtenstab.

„Hab ich's nicht gesagt, ein Christenkind, ein echt Christenkind!“ sagte der Jude wie damals, und strich sich den schon grauen Bart; „was hat Dir genützt nun all Dein Wollen? hab mein Vermögen verdreifacht unterdessen.“

Aber mehr zu hören hatte Benjamin keine Zeit; er hatte noch viel mehr stets zu thun, als der Gold Israel, und durfte nie unnütz abbrechen vom Geschäft. Sara aber hörte des Heini's Erzählung an, und wie er sprach, zog sie ihre Buben näher heran, daß sie mithören sollten.

„Ich hab mir's gedacht, daß Du dennoch viel erreicht,“ sagte sie; „denn in Deinen Augen liegt der Glanz des Glückes. Du bist reicher geworden, als wir; in unserer Fülle sehnt sich das Herz doch nach Anderm, als nur nach Gold, wonach sie nimmer aufhören zu ringen, bis sie davon scheiden; so hat es mein Vater gethan, so thut es mein Gatte. Lehr meinen Buben es, daß sie nicht bloß schaffen gleich Ameisen.“

„Das kann bloß die Christusliebe lehren,“ sagte

Heini ernst; „er, der gestorben ist für uns, hieß uns, für Anderes leben, als nur Schätze zu sammeln, die Motten und Rost verzehren.“

„Auch Moses hat gesagt: brich den Hungrigen Dein Brod!“ sagte sie ehrfurchtsvoll.

„Ja, was Moses sprach, war die Knospe der heiligen Liebe; was Christus will, ist ihre Blüthe; sie will nicht bloß Brod geben dem Nächsten, daß er nicht hungere, nein Brod und Trank und Liebe — Alles um des Herrn willen, der sein Leben für uns hingab, der für jeden Trank, in seinem Namen gegeben, ewigen Lohn verheißt und den Pfennig der Wittwe wie das geringe Talent nach dem Willen und nicht nach dem Werth schätzt. Das ist's, was jedes Opfer leicht, was jede Mühe kostbar und das Herz so froh und reich an Hoffnung macht. Aber mich mußt Du nicht hören; ich bin nur ein unwissender Knecht, Andere können Dir das deutlicher und auch besser erklären!“

„Deine Werke erklären es, Dein Angesicht beweist es,“ sagte sie sinnend; „möchten meine Kinder einst so glücklich aussehen wie Du,“ und sie küßte ihre Knaben.

„Mögest Du es selbst noch empfinden,“ sagte Heini, „möge Gott es Dir geben als Lohn für Deine Barmherzigkeit; bei jedem Armen, dem ich Hülfe leistete, habe ich Deiner gedacht, mich Deiner Pflege erinnert; jedes Werk dieser Art, was ich nur ausüben werde, will ich aufopfern dafür.“

„Jehova ist der Gott meiner Väter und ist groß allezeit,“ sagte sie, den Kopf neigend, „sprich weiter

von Dir und Deinem Vorhaben; willst Du wirklich nun pilgern, um Gaben zu sammeln für Deinen Zweck?"

Heini nickte.

„Herumziehen in der weiten Welt, bis Du genug hast?"

Heini nickte wieder.

„Und dann auf dem öden, kalten Berge Deine Jugend, Dein Leben verbringen?"

„So Gott mir die Gnade gibt, auszuharren, ja!" sagte er fröhlich.

„Nun dann, sprach sie nach einem Nachdenken, ich glaube, ich kann Dir helfen, wie ich Dir als Knabe half mit gutem Rath. — Sagtest Du nicht, der Arlberg sei ein Handelsweg? Da wird Dein Vorhaben auch den Kindern Israels zu Gute kommen und sie haben einen scharfen Blick für ein vortheilhaft Werk. Höre mich an: im deutschen Reich ist der Name meines Mannes, des Benjamin von Augsburg, wohlbekannt und angesehen unter seinen Glaubensgenossen, und er soll Dir auf meine Bitte ein Empfehlungsschreiben mitgeben, das Dir die Thüren öffnet, wie sein Wort Dir einst unsere Thür geöffnet hat. Aber ich kann Dir auch noch weiter helfen. Gen Osten, im Königreich Polen, leben viele unserer Anverwandten, denn mein Vater stammt daher. In Böhmen aber, am Ufer der Moldau hinauf, wo die stolze Stadt Prag liegt, lebt noch meiner Mutter Bruder, der Saches Masoch. Sieh, wenn Du hinziehen willst in all diese

entfernten Länder, will ich Dir mitgeben meines Vaters Ring und meines Vaters Zeichen, der wird Dir überall dort Aufnahme verschaffen; das Uebrige wirst Du dann schon thun mit Deinem Wort, und Du sollst sehen, die Kinder Israels sind wohl sparsam, aber nicht karg."

Heini jauchzte auf. „Dank Dir, Sara, der Rath ist das Beste, was Du mir geben kannst, und mein Fuß soll nicht ruhen, bis er alle diese Orte erreicht. So in diesem Jahr mich meine Pflicht allzufrüh zurück ruft zu dem Arlberg, zieh ich im nächsten Jahr hin."

Sara that, wie sie ihm versprochen. Der Benjamin lächelte, als sie es ihm mittheilte, und meinte, es sei gar viel Mühe, die er sich machen wolle für fremde Leute, und auf verwunderliche Ding thät er verfallen; was es ihm denn für Vortheil brächte, ob die Straße gut oder schlecht? Seinem Willen aber traue er viel zu, und da es dem Handel zu gut käme, wenn der Weg sicherer sei, wolle er gerne dazu beitragen.

Reich beschenkt außerdem verließ Heini des Juden Benjamin Haus.

„Zweimal hast Du mir den rechten Weg gewiesen," sagte er zu Sara, als er schied, „möge Gott Dir die Gnade dafür geben, den einen rechten Weg zu finden, der zum Heile führt."

„Segne meine Kinder, daß sie Dein Glück kennen lernen," gab Sara zur Antwort, und reichte ihm ihre Knaben hin.

Jahre vergingen. Sanct Johannistag war schon oft wiedergekehrt, seitdem Heinrich im Meierhof vorgesprochen; die Base und die Meierin waren heimgegangen zur ewigen Ruhe, dem Meier fing an das Alter sich fühlbar zu machen; er blieb jetzt oft daheim, während die Andern im Felde emsig waren.

Da trat eines Tages ein Mann wieder in des Meiers Thür. Die Gestalt war hager, das Gesicht gebräunt, die Stirn gefurcht; aber er sah aus, als sei er nur aus Muskeln und Sehnen gebildet.

Der Meier, dessen Sehkraft sich zu trüben anfing, schaute ihn befremdet an; doch bald schlang ein Arm sich um seinen Hals und eine weiche Stimme sprach: „Vater! Es ist das Findelkind vom Arlberg wieder; aber heute kommt es, um Dich dorthin zu holen; wo Deine Hand mich aufnahm, soll sie auch den Grundstein hinlegen zu dem Gotteshaus, das jetzt da entstehen soll, dem Herrn zu Dank und Euch zum ewigen Angedenken."

„Heini!" sagte der Alte, „ist es möglich, hast Du wirklich Dein Vorhaben zur Wahrheit gemacht? Aber sage, wie hast Du das erreicht? und was hat Dein junges Antlitz dem meinen fast gleich gemacht? was hat Deine Gestalt so gebeugt? Nur Deine Stimme klingt noch wie ehedem."

„Laß gut sein, Vater, das sind die Fahrten und Strapazen gewesen, die den Körper gestählt, wenn sie die Jugend auch nahmen. Des Sommers bin ich gewandert durch die weiten Länder und Reiche, des

Winters dort oben auf der Höh in Schnee und Eis; so war eben nicht viel Zeit zur Ruh."

„Gott segne Dich, daß Dein Fuß Dich endlich noch einmal hergeführt; meine alten Glieder zittern vor Freude; ich vermag noch kaum meinen Augen und Ohren zu trauen; was sprachest Du von dem Gotteshaus? Ist es wahr, daß Dir gelungen, was Du Dir vorgenommen? Sprich, mein Sohn, wie Du es vollbracht?"

„Ja, es ist wahr," sagte er ernst; „Gottes Hülfe war mit mir und der heilige Christophorus, dem ich nachfolgen wollte, mir ein guter Nothhelfer; doch kann ich mein Werk nicht neben das seine setzen; denn viel gute Leute haben mir dabei geholfen. Auf dem schrecklichen Joch, was ihr kennt, Vater, wo Wind und Wetter so viele Leben hinrafften, steht jetzt ein wohlgefugtes Haus, in das der Wanderer eintreten kann, um sich Rast zu gönnen zum fernern Weg; Erquickung und Pflege auch findet er, wenn es ihm Noth thut. Daneben steht ein zweites Haus, das Widdum genannt, wo Mensch und Thier können Unterkunft finden für die Nacht. Schutzwinkel und Schutzdächer sind angebracht den Weg entlang, und alltäglich ziehen in der schlimmen Jahreszeit Männer aus, um die Verirrten und Ermüdeten aufzusuchen, und nun, Vater, nachdem so das Nützlichste vorgesehen, nun kommt die Freude meines Herzens, das Kirchlein dort auf der Höhe."

„Kind! Kind!" rief der Meier entsetzt, „wo hast

Du die Schätze alle hergenommen dazu, absonderlich in diesen unruhigen, kriegstheuren Zeiten?"

„Sagte ich Euch nicht: Barmherzigkeit sei mein Erbtheil; zog ich nicht fort von hier, um zu sammeln? Durch das weite deutsche Reich bin ich gezogen; nach Osten bin ich gewandert, wohin mich der Rath Sara's, des einstigen Judenmädchens von Kempten, wies, die ich als Frau eines reichen Handelsmanns in Augsburg wiederfand. Ihre Empfehlungen dorthin gaben mir reiche Ernte. Und durch das Königreich Polen zog ich gen Ungarn hin, wo die reichen Flächen sich dehnen und die Leute Feuer in den Adern und den Blicken haben, wie das wilde Roß, das sie auf ihren Haiden tummeln. Aber feurig zu hochherziger That ist auch ihr Gemüth. Aus manchem Säckel bekam ich reiche Spenden, und die schönen Frauen nahmen ihr Geschmeide und gaben es hin zum Werke der Barmherzigkeit. — Die blaue Donau ging ich entlang bis gen Wien, das sich gern die Kaiserstadt nennt. Ein lustig, vergnüglich Volk lebt da in anmuthiger Gegend, die reich an Getreide und Wein ist. Auch viel geistliche und weltliche Herren wohnen allda, an die ich Empfehlungen hatte vom Stifte zu Kempten. Auch die steuerten gern bei; denn da kannte man die Gebirgswege mit ihren Schrecken nur zu gut und viele von den Herren gehörten zur Sippe (Verwandtschaft) und Bekanntschaft der Grafen vom Vorarlberg. — Nach Böhmen trug mich auch mein Fuß, wo jetzt Kaiser Carl IV. oft Hof hält und sein Prag verschönert

und vergrößert. — Der Sacher Masoch, der Sara Ohm, nahm mich auf, und an die Thüren der Juden wie der Christen klopfte ich an mit meiner Erzählung vom Arlberg, dem die Gaben alle zu Gute kommen sollten. — Dreimal, Vater, habe ich den Weg durchmessen, den ich Euch beschrieb. Dreimal hat mein Fuß mich in all die Städte und Flecken getragen, ehe ich sagen durfte: ich habe genug. Wohl hätte ich nimmer zu den weiten Fahrten den Arlberg verlassen können, hätte Gott nicht auch dazu Hülfe gesandt. — Eines Tages war hinaufgekommen zu mir auf die Höhe ein Mann, den ich alsbald wieder erkannte als den ersten, den ich dort gerettet, den Sohn Eures Freundes Martin Zeiher. „Ihr habt mir das Leben erhalten," sprach er, „als ich hier oben elend umzukommen drohte, doch hat es seit jener Nacht keinen Werth mehr für mich. Meines Vaters graue Haare brachte ich in Kummer unter die Erde; unserm Wohlthäter hatte ich schweres Unrecht zugefügt; so habe ich viel abzubüßen; ich will an meinen Nächsten sühnen, was ich an ihm verbrach. Laßt mich Euch dienen hier oben als Euer Knecht, damit ich beitrage zu dem guten Werke. Eure Hand hat das Unheil abgewandt, was ich verschuldet, seid nun mein Herr, damit ich Eure Arbeit theile."

„Nein," sagte ich, „laß uns Brüder sein; ein Mitgenosse thut mir sehr noth und der Herr hat Dich mir geschickt."

„Von Stunde an blieb er bei mir und waltete

mit solchem Eifer und solcher Treue des Amtes, daß ich es unbeschadet ihm überlassen durfte, wenn die Noth mich hinaustrieb, mehr und mehr zu sammeln. Aber nun habe ich genug für lange Zeit. Nun kann ich meinem Werke die Krone aufsetzen — aber Ihr, Vater, müßt dazu hinaufkommen am Sanct Johannestag, um den Grundstein dort hinzulegen, wo Ihr mich am Sanct Johannestag dort aufhobet."

„Wie viel Menschen hast Du schon gerettet?" frug der Meier mit bebender Stimme, ihm die Locken aus dem Antlitz streichend, in die schon Silberfäden sich mischten trotz seiner Jugend.

„Fünfzig," sprach Heini leise; „fünfzig retteten wir das Leben seit jenem Tage, wo ich begann."

„So hat sich fünfzigmal mein armselig Werk verdoppelt," sagte der Meier, „Herr Gott, das ist des Segens fast zu viel, daß Du so lohnst. Ja, ich werde mit Dir ziehen, mein Sohn, ich will die Stätte noch einmal sehen, die solche Früchte mir trug; ein Königskind, meinten sie, hätte ich gefunden; ja, ein König von Barmherzigkeit!"

Stiftung.

In demselben Augenblicke ging die Thüre auf und die Grethe trat ein. Ihr Antlitz war ernst, aber Friede und Ruhe lag darauf. — Sie bot Heini die Hand. „Ich habe gehört," sagte sie, „was Ihr dem Vater erzählt, und das hat mein Herz umgewandelt. Ja, ich habe Euch bitter gezürnt, daß Ihr die heilige Charitas (Barmherzigkeit) unserer Liebe vorzoget, daß Ihr uns verließet um der Fremden willen; mein täglich Gebet war, daß Euer Plan mißlingen möge, auf daß Ihr heimkehret zu uns. Aber der Herr erhört die selbstsüchtigen Gebete nicht, und nun ich gesehen, wie die Quelle Eurer Liebe so Vielen zum Heile geworden, da habe ich erkannt, welch ein unrecht Gebet es war, daß ich sie begehrte allein für mein eigen Theil. Nehmet das Ringlein, das ich erst vor Zorn fortgeschleudert und dann zu Eurer Erinnerung doch

bewahrt, als Gabe zu dem Kelch des Heils, in dem das Opfer wird dargebracht werden, und all' unsere Opfer mag der Herr damit gnädig aufnehmen. Verzeiht mir meine thörichten Wünsche, mein Bruder."

„Nein, verzeiht Ihr mir, daß ich wie in Groll von Euch schied; aber Eure Stimme bat nur allzu gut, daß ich fast hätte wankend werden können in meinem Entschluß; Euch war härter zu widerstehen als dem Ritter Jacklein, darum floh ich so schnöde."

Da lächelte die Grethe und meinte: „Nun, da es Euch auch so hart ward, mein Bruder, so werde ich den jähen Abschied Euch wohl verzeihen müssen, aber laßt mich nun wenigstens mitwirken an Eurem Werke. Der Schwägerin werde ich sagen, daß sie Euch das feine Linnentuch gebe, was sie bereitet zu meiner Ausstattung, und dem Vater, daß er Euch auszahle die Gulden, die er hinterlegte als meinen Brautschatz, damit auch das Vielen zu Gute komme, was sonst nur uns beglückt hätte."

Als Heini das hörte, weigerte er sich: „Gott verhüte, mein Schwesterlein, daß ich Dich plündere, selbst um der guten Sache willen; Dir sollen noch viel Freuden blühen auf dieser Welt."

Der Vater aber sagte: „Laß sie gewähren, es war immer mein Sinnen, daß Du meinen Kindern gleich erachtet werden solltest in der Theilung meiner Güter. So nimm ihren Theil als den Deinen; wenn sie noch einmal andern Sinnes werden sollte, so hat der Meierhof auch noch genug dafür."

So geschah es auch. Wenige Tage später zog der Meier mit dem Findling dem Arlberg wieder zu. Auch Heinrich, der Pathe, hatte zu der Fahrt sich angeschlossen und führte die Saumrosse, die die Ausstattung der Grethe mit hinaufbrachten auf die Burg, die dort oben erbaut.

Und es war ein froher Tag auf dem Arlberg, zu dem viel Volk sich versammelt hatte, um zu schauen, ob es wahr sei, daß der fremde Knecht aus Kempten, der einst das Vieh gehütet im Klosterthal, ein Gotteshaus erbaue auf dem Joch. Und sie staunten an, was Alles schon geschehen, wie auch den einfachen Mann, der sie so schlicht dort willkommen hieß und der das Alles in's Leben gerufen. — Ritter Jacklein war nicht oben; das höchste Alter hielt ihn gefesselt. Aber er hatte noch Kunde bekommen von dem Erfolge, den Heini's Werk gehabt, und Boten mit reichen Gaben und seinem Segen hinaufgesandt. Priester aber segneten den Stein, den des Meiers Hand da niederlegte zu Sanct Christophorus Kirche, wie der Gründer sie getauft haben wollte, zur Ehre jenes heiligen Nothhelfers, der ihm ein Vorbild geworden, und zum Andenken an seines Pflegevaters Namen. Heilige Lieder stiegen dabei himmelan und die Sonne des Johannestages sah hell hernieder auf den kleinen Fleck, der mit seinen gastlichen Häusern wie eine Oase in der wüsten Oede geworden war. Als die Grundsteinlegung aber beendet war, trat ein alter Mann plötzlich vor, und mit seinem Stabe ein Zeichen zur Ruhe gebend, redete er die Umstehenden an.

„Meine Brüder und Landsleute," sprach er, „entsinnt Euch des Tages, wo vor Jahren an der Leiche eines Verunglückten ein Jüngling seine Stimme erhob und uns aufrief, Hülfe zu ersinnen gegen die Gefahren dieses Weges; aber seine Stimme verhallte umsonst in unseren Herzen, ja ich muß es bekennen, gerade ich war derjenige, der sein Wort dagegen erhob; ich war es, der es für eine Thorheit und Unmöglichkeit erklärte und auch Euch davon abhielt. Aber der Jüngling ließ sich nicht abschrecken, nicht durch unsern Spott, nicht durch unsere Trägheit. Er übernahm allein das große Werk, und beschämt stehen wir heute davor. Es gelang ihm, was uns unmöglich schien. Kein Todter ward seit jenem Tage mehr hergebracht; „die Liebe kann Alles" — das Wort hat er wahr gemacht. Aber ich will meine grauen Haare nicht zur Ruhe legen, bis ich wieder gut gemacht habe, was ich damals in meiner Kurzsichtigkeit gesündigt. Hört, Ihr Leute, diesem Werk wird immer viel Noth thun, daß es bestehen könne, laßt uns Alle daran Theil nehmen, wenigstens jetzt! Laßt uns eine Bruderschaft gründen, wo ein Jeder mit Gaben und Gebeten sich verpflichtet, mitzuwirken an diesem Werke heiliger Bruderliebe, auf daß es bestehe in alle fernere Zeit. Alljährlich möge sich einmal die Bruderschaft vereinen, hier in dieser Kirche, deren Grundstein heute gelegt, um zu sehen, was hier Noth thut, wie auch, um auf's Neue sich darin zu bestärken; Jeder auch soll in seinem Kreise wirken, daß der fromme Verein immer mehr Mitglieder

gewinne und sich ausbreite; Sanct Christophorus soll unser Schutzpatron sein, mir aber möge der Himmel gnädig sein, mir ein Unrecht von damals zu verzeihen und gnädig geben, daß, was ein Einzelner begonnen, Bestand gewinne durch Viele."

Alles jauchzte der Rede des Alten Beifall zu, der nun auf Heinrich zuwankte und ihn noch einmal um Verzeihung bat wegen seines damaligen übeln Rathes: Heini aber umarmte ihn gerührt, da er so edel es sühnte. Durch diese Bruderschaft war das ganze Unternehmen nicht mehr bloß auf ungewisse Almosen angewiesen. Fast alle Anwesenden schlossen sich ihr an, und die Beiträge flossen gleich reichlich. Es ward festgesetzt, daß von nun an ein Wirth stets hier wohnen solle, den die Bruderschaft mit allem Nöthigen versehen werde.

Als das Fest vorüber war, schickte sich der Meier an, den Arlberg wieder zu verlassen. „Dein Werk ist eigentlich ja jetzt vollendet," sprach er zum Heini, „komm nun mit uns und ruhe bei uns nach all' Deinen Mühen."

Doch Heini lächelte: „Habt Ihr je geruht, mein Vater, und nicht jeder Ernte neue Aussaat folgen lassen? Meine Burg ist hier gegründet, doch wie sollte ich sie im Stiche lassen jetzt? Zieht hinab und grüßt die Grethe, mein trautes Schwesterlein: ich habe sie nicht hinaufholen dürfen in mein Schloß; doch wenn die Sonne alljährlich einmal die Herrschaft hier oben gewinnt, will ich hinabkommen, um nach Euch zu

schauen, ob Ihr meiner noch gedenkt drunten im Thal.“ —

Noch manches Jahr verlebte der Meier, umgeben von seinen Kindern und Kindeskindern, in glücklicher Ruhe. Doch nie glänzte des Alten Antlitz froher, als wenn in der Hochsommerzeit das wettergebräunte Gesicht des Findlings vom Arlberg hereinschaute. Dann glänzten auch der Grethe Augen froher; wie zu ihrer Kinderzeit saßen sie dann wohl, die Zwillinge des Meierhofes, wie man sie damals genannt, zu Füßen des Alten. Heini erzählte von seinen Fahrten in der Welt und bekannte wohl lächelnd, wie so oft er da die Wappenschilder verglichen mit dem Wappen in seinem Kinderröcklein und niemals doch es herausgefunden habe. Der Grethe fleißigen Finger bereiteten ihm indeß, was sie geschafft des Jahres hindurch für sein Haus und Kirchlein auf der Höhe; und nie schied er ohne reiche Gaben dafür.

Schluß.

Als in spätern Zeiten, wo der Alte längst zur Ruh, der Heini nicht mehr herabkam, da trug mancher Pilger einen Gruß herauf von seinem Schwesterlein im Thal, die eine Mutter der Armen und Bedürftigen dort geworden.

Treu aber harrte Heini aus auf seinem Posten, nie lässig in dem Werke der Barmherzigkeit. Alltäglich zogen er und seine Begleiter aus, mit Stangen bewaffnet, mit Erquickungen versehen, um die Reisenden zu erspähen oder die Verunglückten aufzusuchen. Alle fanden dort oben Hülfe, Mancher Almosen, Viele Trost bei dem unermüdlichen frommen Führer der Wanderer. Der einst so gefürchtete Paß kam so immer mehr in Aufnahme, und das Gasthaus mußte noch vergrößert werden.

Eines Tages kehrte dort ein Reisender ein, dessen dunkle Locken und scharfen Züge genugsam seine Abstammung verriethen. Er frug nach dem Manne „Heinrich Findelkind" genannt. Ehrfurchtsvoll verneigte er sich vor ihm und überreichte ihm ein Kreuzlein: „Meine Mutter übersendet Euch das," sprach er, zum Zeichen, daß auch sie den Weg gefunden, den Ihr ihr gerathen und daß sie mit Gottes Hülfe glücklich an's Ziel gelangt ist. In ihrer Sterbestunde trug sie mir auf, es Euch zu bringen; es ist ihr Trost da gewesen, wie es meines Lebens Heil geworden. Euer Wort und Euer Beispiel hat gleich damals einen tiefen Eindruck gemacht auf meine Kinderseele, der mich nimmer verlassen; so bin ich der Mutter Wink gern gefolgt und habe Den erkannt, der durch seinen Tod uns leben hieß für Andere. Meinem Bruder habe ich daher die Arbeit unserer Väter überlassen; ich aber bin auf dem Wege nach Rom, um mich ganz dem Herrn dort zu weihen, um nur noch zu arbeiten in seinem Weinberge.

„Gott segne Dich, mein Sohn!" sprach Heini gerührt, „gehe hin und thue nach Deinen Worten; mein Herz aber jubelt, denn wieder ist eines meiner Gebete erhört, einer meiner Wünsche erfüllt. Dein Großvater, der Gold Israel, hat Recht gehabt: „Wie Saul zog ich aus, Irdisches zu suchen, und die schönste Krone habe ich gefunden."

So war das Leben des Findelkindes. Kein Licht fiel jemals auf das dunkle Räthsel seiner Herkunft;

was die Leute ihm prophezeiht an irdischer Größe, ging nicht in Erfüllung, ja sein Werk ward den Menschen bald so etwas Gewohntes, daß sie vergaßen, mit welch unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten es gegründet, daß sie vergaßen, wer es in's Leben gerufen. Dunkel wie seines Lebens Anfang, blieb daher auch sein Ende. Schlicht und still, wie er dort wirkte, ging er auch dort wohl zur Ruh; wie im Traum seiner Kindheit höher und höher steigend in Demuth und Liebe, bis des Himmels Klarheit ihn aufnahm. Was er geschaffen, blühte aber auch nach seinem Tode weiter; hunderte von Jahren bestand es und Tausende haben das Werk gesegnet, das er hervorrief. Im Jahre 1485 bestätigte Kaiser Leopold die fromme Bruderschaft und wandte ihr seine hohe Gunst zu, da sie so viel zu Nutz und Frommen der Reisenden beitrug. Jetzt liegt der Paß ziemlich vereinsamt und hat seine Wichtigkeit eingebüßt, da andere Wege und Straßen den Verkehr leichter und besser vermitteln.

Dem Wanderer aber, der heute noch wohl mal den Weg zieht, graust vor seiner Oede und Trostlosigkeit; freundlich aber grüßt ihn dann auf der Höhe das alte Schutzhaus und das nun ergraute Kirchlein. Gerührt liest er dort die einfachen Worte, die der Erbauer in der Stiftungsurkunde niederlegte:

„Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich da fand, hieß der Meier von Kempten, der verdarb von Bürgschafts wegen, der hatte neun Kinder, da war ich Heinrich Findelkind das zehnte. Da schlug

er uns halb aus, daß wir gingen und dienen sollten. Da kam ich Heinrich Findelkind zu zwei Priestern, die wollten gen Rom ziehen. Mit denen ging ich über den Arlberg und kam zu Jacklein obern Rhein. Da sprach Jacklein: „Wo wollt Ihr mit dem Knaben hin?“ Da sprachen die Priester: „Er ist zu uns gekommen auf dem Felde.“ Da sprach Jacklein: „Wollt Ihr ihn hier lassen, daß er uns das Vieh hüte?“ Da sprachen sie: „Wie er uns thut, das ist uns recht.“ Da dingten sie mich und gaben mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich bei dem obengenannten Ritter zehn Jahre. Da zog ich mit ihm zur Kirche und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man dort viel Leute, die da waren in dem Arlberg in dem Schnee verdorben. Denen hatten die Vögel die Augen ausgerissen und die Kehlen ab. Das erbarmte mich Heinrich Findelkind so übel. Da hatte ich fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da ruft ich und sprach, ob Jemand wollt nehmen die fünfzehn Gulden und einen Anfang erheben auf den Arlberg, daß die Leute also nicht verdürben. Das wollt Niemand thun. Da nahm ich den lieben Gott zu Hülfe und den lieben Herrn (der ein großer Nothhelfer ist) Sanct Christoffeln und fing an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab hatte verdient beim Jacklein obern Rhein, und den ersten Winter half ich sieben Menschen des Lebens mit dem heiligen Almosen. Seit desselben Males hat mir Gott und ehrbare Leut geholfen fünfzig Menschen des Lebens, und den Anfang hub

ich an Anno Dei 1386 am Tage Johannes des Täufers."

So lebt der Namenlose, der schlichte Knecht von Kempten, im Munde der Nachwelt bis auf diesen Tag und er hat bewährt, was ein heiliger Bischof den Armen sagt: „So ihr aber arm seid, tröstet euch, daß gerade die größten Thaten der Menschen von den Armen ausgeführt worden sind."

Inhalt.

Im Verlag von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lesekranz.

I. Reihenfolge.

1. **Faber, P. Fr. W., Erzählungen von den Engeln.** Mit Genehmigung des Verf. in's Deutsche übertragen v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
2 **Oramaika**, oder das Kreuz im Walde. Eine Erzählung aus den amerikanischen Missionen. Nach dem Engl. v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
3. **Geschichten aus dem christl. Leben und für dasselbe.** Frei nach dem Engl. von J. A. Stelzig. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
4. **Dorsey, A. H., das Gewissen.** Oder: Maria Brooke's Prüfungen. Eine kathol. Erzählung aus Amerika. Aus d. Engl. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
5. **Wohlgemuth, A., hundert Jahre in einer Tiroler Familie.** Spiegelbilder aus dem Volksleben. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
6. **Snieders, d. J., A., Mütterchen Geerarts.** Eine Erzählung aus dem Flämischen Leben. Aus dem Flämischen übersetzt von C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
7. **Snieders, d. J., A., Tante Trippelveld. — Maikranz. — Haideblümchen.** Drei Erzählungen aus dem Flämischen Leben. Aus dem Fläm. übers. v. C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
8. **Wohlgemuth, A., Schattenbilder aus dem Volksleben.** Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
9. **Snieders, J. R., der Großknecht.** Eine Dorfgeschichte aus dem Flämischen. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
10. **Feldpater, der,** oder die Eroberung von Algier. Nach d. Französ. der Gräfin E. de la Rochère bearbeitet von J. B. Braun. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
11 **Geschwister, die,** oder: Die **Schule der Leiden.** Eine Erzählung aus d. Z. d. französ. Revolution. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
12. **Stowe, H. B., Toms Hütte,** oder das Sklavenleben in Amerika. Für die Jugend bearb. v. W. Kammerer. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

II. Reihenfolge.

1. **Conscience, H.,** das **Duell.** Ein Sittengemälde unserer Tage. Aus dem Fläm. übers. von E. Grahl. Autoris. Ausg. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
2. **Glaubrecht, J., Isolde,** das Frankenmädchen. Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
3. **Moosrosen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt und bearb. von A. Biermann. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
4. **Sonnenblumen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt und bearb. von A. Biermann. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
5. **Kavanagh, J., drei Helden** auf drei verschiedenen Wegen. Nach dem Englischen. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
6. **Thil-Lorrain, Nelida,** oder: die Canadischen Kriege. Eine Erzählung d. J. 1812—1814. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

7. **Guenot C., der Alpenhirt.** Eine Erzählung aus der Zeit Franz I., Königs v. Frankreich. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

8. **Nouvaire, A. de, die Geschichte einer Glocke.** Eine Erzählung. Aus dem Französischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10. sgr.

9. **Glaubrecht, J., Roland von Rolandseck.** Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Carls des Großen. In neuen Rahmen gefaßt. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

10. **Castel, H. du, Regina,** oder die Perle am Strande. Eine Erzählung f. d. Jugend. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

11. **Ayzac, F. v., Erinnerungen aus vergangenen Zeiten.** Für Jung und Alt erzählt. Aus dem Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

12. **Gransard, A., Unter der Laubhütte.** Erzählungen für Volk und Jugend. Aus dem Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

III. Reihenfolge.

1. **Wannenmacher, Fr. X., in der Fremde.** Eine Erzählung für die christliche Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

2. **Horst, J. J., van der, aus Geschichte und Sage.** Erzählungen. Aus dem Holländ. von W. Thiele. Autoris. Uebers. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

3. **Kammerer, W., Ferdinand,** der **taubstumme Knabe.** Erzählung für die Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

4. **Wannenmacher, Fr. X., Leiden und Freuden** des **Lagerlebens.** Eine Erzählung aus den Jahren 1870 und 1871. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

5. **Schnettler, Fr., Kinder werden Leute.** Eine Erzählung aus dem westfälischen Volksleben. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

6. **Thompson,** der **Jude von Wien.** Eine historische Erzählung aus dem Revolutionsjahre 1848 für Volk und Jugend. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Steinbach. Autorisirte Uebersetzung. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

7. **Glaubrecht, J.,** das **Mädchen von Grenoble.** Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

8. **Thiele, W.,** der **Triumph des Glaubens,** oder: Bilder aus dem Leben einer amerikanischen Pflanzerfamilie. Aus dem Holländischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

9. **Steinbach, A.,** die **Störche.** Eine Dorfgeschichte. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

10. **Schnettler, Fr., Ehre Vater und Mutter.** I. Der Sohn des Trunkenbolds. Erzählung. Mit vier Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

11. — — **Ehre Vater und Mutter.** II. Die Tochter der Waschfrau. Erzählung. Mit 4 Stahlstichen 8. 30 kr. od. 10 sgr.

12. **Lebensbilder.** Scenen und Erzählungen für Volk und Jugend. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

IV. Reihenfolge.

1. **Schnettler, Fr., bei schlichten Leuten.** I. Wie Hochmuth gebrochen ward. Wer hoch fliegen will, kann tief fallen. Alt und neu. Drei Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 36 kr. od. 10 sgr.

Schul